This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNS 206 A 7

REP. G. 4715

~~FL 913 A. 1~~

Dämonen.

Dämonen.

Von

Johannes Scherr.

Without, or with, offence to friends or foes,
I sketch your world exactly as it goes.
Byron.

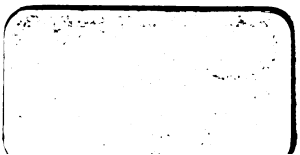
Zweite, durchgesehene Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1878.

~~UNS 206 A 7~~

REP. G. 4715

~~FL 913 A. 1~~



6.50

Dämonen.

Dämonen.

Von

Johannes Scherr.

Without, or with, offence to friends or foes,
I sketch your world exactly as it goes.
Byron.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1878.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
27 NOV 1958
OF OXFORD
LIBRARY

Ein Brief statt einer Vorrede.

An L. G. in B.

Zürich, 3. April 1871.

Die vier kulturgeschichtlichen Bilder, welche Sie, lieber Freund, anbei gedruckt erhalten, waren gerade vollendet worden, als Ihr Schreiben vom 26. März einlief. Dies Zusammentreffen brachte mich auf den Gedanken, meine Antwort diesem kleinen Buche vorzusetzen, das ich Ihrem Wohlwollen empfehle.

Was den Inhalt desselben angeht, so sind die vier Aufsätze ebensoviele Variationen *eines* Thema's, wie Sie leicht erkennen werden. Die Einleitung zum ersten Essay („Ein liebendes Weib") gibt Aufschluß, welches Thema gemeint ist und wie ich es angesehen und gefasst habe.

Kein Freund weder von langen Vorreden noch von geſchwätzigen Widmungsepiſteln, könnte und möchte ich dieſe ſchon hier ſchließen, ſo Sie mich in Ihrem Briefe nicht dringend aufgefordert hätten, über ein Thema mich auszuſprechen, welches mit dem in meinem Buche behandelten zwanglos genug in Verbindung gebracht werden kann. Offenbart es doch auch, und zwar mit vollſter Deutlichkeit, die dämoniſche Macht des Dummen und Böſen, wie ſie in meinem zweiten und dritten Aufſatz aufgezeigt iſt.

Es ſind die Vorkommniſſe gemeint, welche in hieſiger Stadt den Abend des 9. März geſchändet haben. Ich vermied bislang gefliſſentlich, öffentlich darüber zu reden, obzwar ich nur mit Mühe mich enthalten konnte, meiner eigenen gerechten Entrüſtung und der meiner Landsleute den entſprechenden Ausdruck zu geben. Ich that es nicht und hielt meine Feder im Banne des Schweigens, weil ich den wüſten Brand des Haſſes nicht noch mehr anblaſen, ſondern warten wollte, bis die Stunde gekommen, wo ſich mit ruhigerem Blut über dieſe traurige Geſchichte ſprechen ließe.

Sie folgten, lieber Freund, Ihrer alten Gewohnheit, Ihre freundschaftliche Theilnahme für mich in spöttische Fragen und Glossen einzuwickeln, wenn Sie in Ihrem Schreiben sagten: „Ihre ethnographischen und völkerpsychologischen Studien werden Sie, denk' ich, in den Stand setzen, mir die Unterscheidungsmerkmale zwischen dem republikanischen und dem monarchischen Janhagel des genauesten anzugeben. Thun Sie mir auch den Gefallen, mich zu verständigen, um wie viel weicher gegen hilflose Frauen geschleuderte züricher Pfundsteine sind als bukarester."

Aber ich vermag auf diese und andere Ihrer bitteren Scherze nicht einzugehen; ich bin zum Scherzen und Satirisiren gar nicht aufgelegt. Denn ich habe von jenem Märzabend einen Eindruck davongetragen, schmerzlicher, als wenn mich einer der mörderisch in die Tonhalle regnenden Steine oder Steinkohlenbrocken verwundet hätte.

Wenn Sie die vornehm-skeptische Gleichgiltigkeit, welche Sie wie eine Schranke um sich gezogen haben, das „profanum volgus" abzuhalten,

mir zu Liebe für einen Augenblick beiseitestellen wollen, so werden Sie begreifen und mitfühlen, wie es mir, dem Republikaner, zu Muthe sein musste, als sich mir so widerwärtig die welt geschichtliche Thatsache fühlbar machte, daß auch die Freiheit die Menschen nur soweit zur Freiheit zu erziehen vermag, als sie selbst sich dazu erziehen.

Vielleicht erinnern Sie sich noch, wie ich vor Zeiten daheim in Deutschland bei jeder Gelegenheit nach Vermögen die Sache der Schweiz zu vertreten suchte, mit welchem Lande Erinnerungen der Knaben- und Jünglingsjahre mich verknüpften und in welchem ich voraussichtlich mein Dasein beschließen und meine Ruhestätte finden werde. Sie wissen auch, es ist nicht unbescheiden, wenn ich sage, daß es eine der besten Absichten und Strebungen meines Lebens war, das Verständniß zwischen Deutschen und Schweizern, unter welchen letzteren ich viele treueste und zuverlässigste Freunde gefunden habe, zu pflegen und zu fördern. Es musste mich daher mit Freude und Genugthuung erfüllen,

zu sehen, daß und wie in den letzten Jahrzehnten dieses Verständniß zu wachsen und zu gedeihen schien. Die zahlreich in Deutschland lebenden Schweizer müssen diesen Eindruck ebenfalls empfunden haben. Ueberall, wo sie in größerer Anzahl zusammenwohnen, in München, Leipzig, Berlin, Wien und anderwärts, konnten sie ihre Rütlifeier und anderen republikanischen Feste nicht nur ungestört begehen, wann und wie es ihnen beliebte, sondern fanden auch diese schweizerischen Festfeiern sympathische Zustimmung und Unterstützung von deutscher Seite. Bei den großen deutschen Schützenfesten zu Frankfurt, Bremen und Wien sind Hunderte und wieder Hunderte schweizerischer Schützen von den deutschen wie Brüder aufgenommen und gehalten worden. Wann immer ein Landesunglück über die Schweiz hereinbrach, das deutsche Volk öffnete für das Nachbarland seine Herzen und seine Taschen, wie das nur recht und billig war schon im Hinblick auf die bewährte Bereitwilligkeit der Schweizer, ihren Nachbarn in Landesnöthen beizustehen. Aber die

deutſchen Regierungen? Ich fühle mich zum Vertheidiger derſelben nicht berufen; allein es dürfte denn doch ſchwer ſein, einen, auch nur einen thatſächlichen Beweis für die Behauptung aufzuſtellen, daß die deutſchen Regierungen die Rechte der Schweiz nicht geachtet oder überhaupt in neuerer Zeit irgendwie feindſelig gegen dieſelbe ſich benommen hätten. Das blind ins Blaue brüllende Geſchrei der urtheilsloſen Menge vonwegen des Neuenburgerhandels (1856) kann doch wohl für verſtändige Menſchen einen ſolchen Beweis nicht abgeben? Die amphibiſche Stellung Neuenburgs, halb preußiſch halb ſchweizeriſch, war eine jener vielen elenden Pfuſchereien des wiener Kongreſſes, welche über Deutſchland fürwahr ganz anderes Unglück gebracht haben als über die Schweiz. Hatte dem bis zur Stunde in Europa giltigen Staats- und Völkerrecht zufolge der König von Preußen Rechte auf Neuenburg? Zweifelsohne. Nur ein unwiſſender Lügner könnte das leugnen. Nun wollen wir den Fall ſetzen, irgendeiner der jeweiligen Machthaber über Frankreich hätte dieſe

Rechte auf Neuenburg beſeſſen. Kann ein Schweizer von fünf geſunden Sinnen verneinen, daß in dieſem Falle der Neuenburgerhandel von 1856 ein ganz anderes Geſicht bekommen haben würde? Schon gegen den bloßen Gedanken einer Lostrennung des Landes würde die franzöſiſche Gloire mit Trompeten und Pauken zu Felde gezogen ſein und die Schweiz würde bei dieſer Gelegenheit einmal wieder ſo gründlich, wie ſie es Anno 1798 und in den folgenden Jahren erfuhr, erfahren haben, daß der bekannte „élan“ der „grande nation“ ſtets bereitwillig bei der Hand iſt, wo es gilt, für „die Intereſſen der Civiliſation“ einzuſtehen, d. h. fremde Länder auszurauben und mit den langen Fingern napoleoniſcher Generale Marſchallsſtäbe aus Soldatentorniſtern hervorzuholen. Es verſchlägt gar nichts, daß, falls i. J. 1856 ſtatt eines konfuſen Dämmerlings ein Mann auf dem Throne Preußens geſeſſen hätte, die neuenburger Geſchichte kaum ſo glatt verlaufen ſein würde. Thatſache iſt und bleibt es trotzdem, daß die Krone Preußen mit

ihren Rechten auf Neuenburg der Schweiz ein Geſchenk gemacht hat, ohne irgendwelche Entſchädigung zu verlangen. Noch mehr, Preußen hat ſeither wiederholt bewieſen, daß es in keiner Weiſe der Schweiz den Neuenburgerhandel nachtrage. Es hat in Verbindung mit den deutſchen Südſtaaten poſitive Beweiſe freundſchaftlicher Geſinnung für die Eidgenoſſenſchaft gegeben. Wie ſtellte ſich denn Deutſchland zu der Gotthartsbahnfrage, welche für die Schweiz geradezu eine Lebensfrage iſt? Verſtändig, wie es allerdings auch ſein eigenes Intereſſe forderte, und hilfebereit, wie es den Vorausſetzungen guter Nachbarſchaft entſprach. Deutſchland wollte und wird mit Millionen von Staatsgeldern den Bau der Gotthartsbahn unterſtützen. War es klug, dies in der Schweiz, wenigſtens was die ungeheure Menge der Bevölkerung angeht, während des deutſch-franzöſiſchen Krieges ſo ganz und gar zu vergeſſen? War es recht, zu vergeſſen, daß Frankreich gerade um der Gotthartsbahn willen Deutſchland bereits mit Krieg bedrohte und daß die Drohung nur

darum nicht zur Ausführung kam, weil selbst der französische Leichtsinn sich noch nicht für hinlänglich gerüstet halten musste?

Daß in der deutschen Schweiz — von der welschen red' ich nicht, maßen ich es ganz in der Ordnung finde, daß die welschen Schweizer mit ihren Rassegenossen, den Franzosen, sympathisiren — daß in der deutschen Schweiz vom Ausbruch des Krieges an die Bevölkerung — Ausnahmen konstatiren bekanntlich nur die Regel — mit ihren Wünschen und Hoffnungen entschieden auf französischer Seite stand, ist eine Thatsache, welche ich damals in meinem „Tagebuch vom Berge" signalisirt habe. Sie, lieber Freund, haben dasselbe gelesen und wissen also auch, daß ich daselbst mit unbefangener Objektivität die politischen und handelspolitischen Motive darlegte, welche die Hinneigung der deutschen Schweiz zu Frankreich erklärlich machen. Ich brauche daher bereits Gesagtes nicht zu wiederholen. Was ich hier betonen möchte, ist der wunderliche Umstand, daß in der deutschen Schweiz für alle die Miß-

handlungen, welche ſie von ſeiten Frankreichs zu befahren hatte, gar keine Erinnerung, gar kein Gefühl vorhanden iſt. Wenigſtens nicht in der Menge, und da dieſe ſouverän, ſo haben die abweichenden Empfindungen der beſſer Unterrichteten keine Bedeutung. Uebrigens wird ſich ein Menſchen- und Geſchichtekenner nicht über den Widerſpruch verwundern, der ſich aufthut zwiſchen dem vielgerühmten Unabhängigkeitsſinne der Schweizer und der Abhängigkeit der Schweiz von Frankreich, welche in dieſer oder jener Form und mit längeren oder kürzeren Zwiſchenpauſen ſeit den Zeiten Ludwigs des Elften thatſächlich beſtanden hat. Menſchen- und Geſchichtekenner wiſſen ja, daß wie die Menſchen ſo die Völker aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzt ſind. Was die franzöſiſchen „Republikaner“ i. J. 1798 in der Schweiz, vorab im September in Nidwalden, mit Sengen und Brennen, Rauben und Morden, Martern und Schänden verübten, gehört mit zu dem Scheuſäligſten, was jemals Menſchen-Beſtien begangen haben. Von 1798 bis 1814 war die

Schweiz, die Phrasen beiseite gelassen, ein französisches Unterthanenland: erst ein Objekt der Räuberpolitik des Direktoriums, dann der Herrschsucht Napoleons. Wer erfahren will, mit welchem luciferischen Hochmuth dieser die „Enkel Tells und Winkelrieds“ behandelte und mißhandelte, braucht nur die Geschichte der Mediationsakte zu studiren. Preußens Schwert gab, indem es, wie Wissenden wohlbekannt, zur Brechung der napoleonischen Zwingherrschaft weitaus das meiste und beste that, auch der Schweiz ihre Unabhängigkeit zurück. Trotzdem mochte sie vom Französeln nicht lassen, erneuerte sofort die alten Reisläufereiverträge mit den wiedereingesetzten Bourbons und erkaufte damit die Schmach, welche die pariser Julirevolution ihren Söhnen anthat. Das Bürgerkönigthum Louis Philipps überhäufte (1838) die Eidgenossenschaft mit den bittersten Verbal- und Realinjurien und als der Schweiz todtfeindselig erwies sich die französische Politik in den Jahren 1846—47. Damals wurde der Sonderbund, dessen Sieg mit dem Untergange der Eidgenossenschaft gleichbedeu-

tend gewesen wäre, ganz offen von dem französischen Premier Guizot, diesem Mustertypus eines protestantischen Jesuiten, unterstützt. Allerdings geschah dies gleichzeitig von seiten des östreichischen Premier Metternich, aber das wird man doch nicht für „deutsche" Politik ausgeben wollen? Metternich haßte bekanntlich Deutschland noch mehr als die Schweiz. Das deutsche Volk aber war in der Sonderbundszeit der guten Sache der Eidgenossenschaft mit einer Theilnahme zugethan, als wäre diese Sache seine eigene, und Sie, lieber Freund, erinnern sich gleich tausenden unserer Altersgenossen gewiß noch deutlich mit mir, mit welchem herzlichen Jubel überall in Deutschland die Botschaft von der Niederlage der Jesuiterlinge aufgenommen wurde, d. h. die Botschaft von der Rettung der Schweiz. Das allerfeinste Freundschaftsstücklein jedoch brütete gegen die Eidgenossenschaft aus ihr theurer thurgauer Bürger, der Lügen-Louis, der meineidige Mörder vom 2. Dezember. Dieser Mensch, welcher (bis zu seinem Sturze, versteht sich) in der Schweiz so heftige

Bewunderer und ſo heiße Verehrer beſaß wie ſonſt nur noch in Korſika, hatte ſich kaum der Gewalt über Frankreich bemächtigt, als er in ſeiner Manier der Schweiz heimzahlte, was ſie 1838 für ihn gethan hatte. Unter dem Vorwande, daß „die Schweiz der Herd der ſozialiſtiſchen Doktrinen ſei", entwarf er zu Anfang des Jahres 1852 den Plan einer „hermetiſchen Abſperrung" der Schweiz und bedrängte zugleich den Bundesrath mit Noten von unerhörter Unverſchämtheit. Er wuſſte auch den öſtreichiſchen Premier Schwarzenberg, eine gleichgeſtimmte Seele, für ſeinen Plan zu gewinnen; aber die ganze Gaunerei ſcheiterte an dem Widerſpruche Baierns und an dem abmahnenden Dazwiſchentreten Preußens.

Wie kommt es, daß die ſchweizeriſche Preſſe von allen dieſen Thatſachen nichts weiß oder nichts wiſſen will? Wie kommt es ferner, daß ſo viele den Deutſchenhaß förmlich predigende Organe der ſchweizeriſchen Preſſe nie klar, beſtimmt und deutlich angeben, was denn eigentlich das deutſche Volk der Schweiz zu Leide gethan

habe? Für Sie, lieber Freund, der Sie die ſchweizeriſche Publiziſtik an Ort und Stelle jahrelang gekannt haben, brauche ich dieſe Fragen nicht zu beantworten. . . .

Die Eidgenoſſenſchaft als ſolche hat ſich, wie jedermann weiß und wie Deutſchland amtlich und privatlich ausdrücklich und wiederholt anerkannte, während der ganzen Dauer des deutſch-franzöſiſchen Krieges in jeder Hinſicht muſterhaft benommen. Sie hat auch — durch die Inswerkſetzung und Handhabung der Gränzebeſetzung, durch die raſche und glatte Unterbringung der 80,000 und mehr unverſehens über ſie hereingebrochenen Bourbakiker, durch zahlloſe und wahrhaft großartige Akte einer unermüdlichen und unerſchöpflichen Humanität und Barmherzigkeit — rühmlichſt gezeigt, was und wie die Demokratie zu wirken vermag. Die wahre, echte, arbeitſame, ſolide und ehrbare Demokratie; nicht die angebliche, verlogene, faulenzende, diebiſche, lüderliche und meuchelmörderiſche, wie die Franzoſen ſie verſtehen, die Halunkokratie, wie ſie am 18. März von 1871

ihren ſcheuſäligen Veitstanz in Paris begonnen hat. Es ſteht ſodann unzweifelhaft feſt, daß ein kleiner Theil der beſſeren Preſſe, obzwar nur ein ſehr kleiner, ſich bemühte, auch ihrerſeits anſtändig und loyal die ſchweizeriſche Neutralität einzuhalten. Endlich iſt es gewiß, daß die denkenden und wahrhaft gebildeten Leute in der Schweiz, wie überall, von Anfang an die Gerechtigkeit der Sache Deutſchlands anerkannt und derſelben den Sieg gewünſcht haben. Nicht minder wahr iſt es aber, daß es in der Schweiz eine Partei gab, welche ſo durch und durch verfranzoſ't und von ſo afterwitzigem Deutſchenhaß beſeſſen war, daß ſie, falls ſie den Muth und die Macht dazu gehabt hätte, nicht einen Augenblick ſich beſonnen haben würde, gemeinſam mit Frankreich gegen Deutſchland Krieg zu führen. Ob durch ſolchen Wahnſinn die Exiſtenz der Schweiz auf's Spiel geſetzt worden wäre, was hatte das zu ſagen? Wenn man nur der Dummheit und Bosheit die Zügel ſchießen laſſen konnte! Hat doch in einem ziemlich verbreiteten Blatte ein „ſchweizeriſcher Oberſt" ſeine Lands-

leute allen Ernstes aufgefordert, mit 100,000 Mann in Deutschland einzufallen, um zu Gunsten der geliebten Franzosen eine Diversion zu machen. Man hat freilich den Mann nachträglich für einen Narren erklärt; aber Kinder und Narren plaudern bekanntlich aus, was andere Leute denken.

Wenn Sie mich fragen, aus welchen Elementen diese deutschenfresserische Partei in der Schweiz hauptsächlich zusammengesetzt sei, so antworte ich: aus denselben Elementen, aus welchen sich die widernationale schwarzrothe oder rothschwarze Mixtur zusammensetzte, welche draußen in Deutschland während des Krieges stellenweise die öffentliche Meinung zu vergiften suchte, aber mit diesem schnöden Beginnen überall kläglich gescheitert ist.

Es wäre unbillig im höchsten Grade, von Leuten, wie solche zumeist die deutschenfresserische Presse in der Schweiz handhaben, zu verlangen, daß sie sich die Bedeutung des deutsch-französischen Krieges für ihr Heimatland hätten klarmachen sollen. Unterrichtete und unbefangene Urtheiler dagegen konnten keinen Augenblick zweifelhaft sein,

daß der Gang, welchen der Krieg nahm, für die Eidgenoſſenſchaft ein Glück war. Ja, ein höchſtes Glück war es für die Schweiz, daß die Franzoſen von den Deutſchen ſo geſchlagen und beſiegt wurden, wie ſie noch nie geſchlagen und beſiegt worden waren. Hätte das Umgekehrte ſtattgefunden, hätte Frankreich — ob als Empire oder als „Republik", gleichviel — ſo entſchieden geſiegt, dann lebe wohl, Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Schweiz und Belgiens! Jedenfalls hätte das ſiegreiche Frankreich es ſich nicht nehmen laſſen, wenigſtens Genf mitſammt der welſchen Schweiz des Glückes, der „grande nation" anzugehören, theilhaft zu machen, wie ja das ſchon vor dem Kriege der von vielen Schweizern ſo hochverehrte Lügen-Louis geplant hatte.

Aufrichtige Freunde der Eidgenoſſenſchaft können ſich nicht enthalten, den auffallenden Mangel an Wahrheits- und Rechtsgefühl bedenklich zu finden, welcher während des ganzen Verlaufs des großen Drama's in der ſchweizeriſchen Preſſe, ehrenhafte Ausnahmen abgerechnet, ſich breit-

gemacht hat. Nicht einmal die beispiellose Ruchlosigkeit, womit Frankreich — ja, Frankreich, nicht etwa bloß der Lügen-Louis und seine Gaunerbande — die Furie eines Krieges entfesselte, der leicht zu einem europäischen, ja zu einem Weltbrande werden konnte, wurde offen und mannhaft verurtheilt. Bald kam es sogar dahin, daß Lügenblätter, welche mit Nutzen bei den geliebten Franzosen in die Schule gegangen, sich bemühten, ihre Leser die wirkliche Genesis des Krieges ganz vergessen und dieselben glauben zu machen, eigentlich hätten die Deutschen und nicht die Franzosen angefangen. Verdammend' hervorzuheben, daß die letzteren auszogen, um eingestandenermaßen die schönsten deutschen Landschaften, die Rheinprovinzen zu rauben, das fiel diesen à la mode parisienne korrumpirten und korrumpirenden Organen der öffentlichen Meinung gar nicht ein und sie würden, falls der Raub gelungen wäre, sicherlich keinen Anstand genommen haben, zu sagen: „Das geschieht den „„dütschen Kaiben"" ganz recht". Haben ja solche „Organe der öffentlichen Mei-

nung" aus dem ſouveränen Dünkel ihrer Unwiſſenheit heraus auch in die voreiligen Siegesfanfaren der Franzoſen mit vollen Backen eingeſtimmt und die Unbeſiegbarkeit der franzöſiſchen Armee als eine zweifelloſe Thatſache proklamirt.

Freilich, als die Deutſchen ihren beiſpiellos herrlichen Siegeslauf bei Weißenburg und Wörth begonnen und unaufhaltſam bis Sedan fortgeſetzt hatten, als ſie ihre zermalmende Ueberlegenheit in allem und jedem Tag für Tag, Stunde für Stunde ruhmreich erwieſen, als unter ihren unwiderſtehlichen Schlägen eine der Peſtbeulen, von welchen das offizielle Franzoſenthum bis ins Mark hinein zerfreſſen und durchfault war, nach der andern miaſmatiſch aufklaffte, als der pariſer Lack vom franzöſiſchen Volkskörper abfiel und die nackte Barbarei abſchreckend hervorguckte, als der Unterſchied zwiſchen der ſiechen franzöſiſchen Scheinkultur und der geſunden deutſchen Wirklichbildung ſelbſt der tiefſten Unkenntniß und gehäſſigſten Voreingenommenheit ſich handgreiflich merkbar machen muſſte, — da ſchien auch unter den ſchweizeriſchen

Deutſchenfreſſern eine Umſtimmung platzgreifen zu wollen. Sie ſtanden eine Weile beſtürzt, verblüfft, rathlos, kleinlaut oder ganz verſtummt.

Die von einem pariſer Pöbelhaufen aufgethane Improviſation vom 4. September, die Proklamirung der ſogenannten franzöſiſchen „Republik“ gab den Verblüfften und Verſtummten Faſſung und Sprache zurück. Ein allerliebſter Vorwand war gegeben. Man konnte dem Deutſchenhaß die Maſke geſinnungstüchtiger Schwärmerei für die „Schweſterrepublik“ vorſtecken. Dieſelben Leute, welche noch ſo eben vor dem abſcheulichſten Tyrannen des Jahrhunderts, vor dem Lügen-Louis, ihre Andacht verrichtet hatten, gaben ſich jetzt für lauter Brutuſſe und Katone aus und zogen ganz im Stile jener im Handumdrehen aus bonaparte'ſchen Schreibſklaven in ſozialrepublikaniſche Patrioten verwandelten pariſer Preſſeſchufte gegen den „deutſchen Deſpotismus“ los. Als Muſterrepublikaner wurde der Citoyen Gambetta betoaſtirt, dieſer druckfehlerhafte Abklatſch der Terroriſten von 1793, dieſer unfähige Phraſenmacher,

welcher sich einbildete, à la Carnot den Sieg organisiren zu können, aber nur die Anarchie, die sündhafteste Menschen- und Geldverschleuderung zu organisiren vermochte und nur in einem Fache Bedeutendes, Bedeutendstes leistete: im Lügen. Hat es ja der „große Mann" hierin glücklich dazu gebracht, Unmögliches möglich zu machen: — er hat den Lügen-Louis und dessen ganze Bande noch überlogen.

Wo so ein Mensch als ein „Muster von Republikaner" gefeiert wurde, da war auch ganz am Platze die aus der Blödsinnstiefe der französischen Eitelkeit geschöpfte Behauptung, die Deutschen hätten bei Sedan kehrtmachen, für ihre Siege bei den besiegten Franzosen gleichsam um Verzeihung bitten und „ohne eine Fußbreite von Frankreichs Boden und ohne einen Stein von Frankreichs Festungen" heimziehen sollen. Ja, das hätte den Franzosenfreunden gepasst; schon darum, weil sie sich nachträglich über den „dummen deutschen Michel" hätten lustigmachen können. Es passte aber den Deutschen nicht und diese hatten denn

doch in der Sache glücklicher Weiſe das entſcheidende Wort. Der deutſche Michel, neuhochdeutſch der deutſche Rieſe, hat ſich diesmal ſo aufgeführt, daß ſeinen Feinden das Lachen vergangen iſt, und er wird ſich hoffentlich auch künftig immer und überall ſo aufführen, daß allen ſeinen Feinden das Lachen gründlich vergeht, wann es ihm beliebt, mit ihnen abzurechnen, wie er endlich einmal mit den Franzoſen abgerechnet hat.

Bei Sedan umkehren? Im Munde von Schweizern, welche ſich doch gern als praktiſche und geſchäftsmänniſche Leute rühmen hören, klang ſo ein Rath und Wunſch geradezu hochkomiſch. Bei Sedan umkehren und am Rheine Gewehr im Arme warten, bis die Herren Franzoſen nach etlichen Monaten wieder im Stande geweſen wären, für Weißenburg und Wörth, für Mars la Tour, Gravelotte und Sedan „Revanche“ zu begehren? Nein, man muſſte ihnen deutſcherſeits einmal den Standpunkt klarmachen und man hat ihnen den Standpunkt klargemacht.

In den Abgrund der franzöſiſchen Entſittlichung und Verderbniß, welchen das Jahr 1870 aufriß, ſcheint auch der ſonſt mit Recht vielgerühmte franzöſiſche Eſprit ſpurlos verſchwunden zu ſein. Dummeres als die Kundgebungen der franzöſiſchen Preſſe zu dieſer Zeit hat die Sonne nie geſehen und nie ein Menſchenohr vernommen. In denſelben Tagen, wo die Franzoſen, von der Schwindelhöhe ihrer Unwiſſenheit, ihrer Eitelkeit und Anmaßung plötzlich heruntergeſchmettert, bei Oeſtreich, bei Italien, bei Rußland und England um Hilfe betteln gingen, pralten und fanfaronirten ſie in gewohnter Manier, die „deutſchen Horden“ würden niemals die „heilige“ Stadt Paris bezwingen können. Selbſtverſtändlich fand dann der Kretinismus, daß es eine „Barbarei“, die „ville sainte“ zu belagern und zu beſchießen, auch bei den ſchweizeriſchen Gallomanen einen beifälligen Widerhall. Es gibt ſo gewiſſe Mythen, von denen die Köhlergläubigkeit nicht laſſen mag, weil ſie ſich nie die Mühe geben will, zu denken und zu lernen. Die ganze franzöſiſche Geſchichte

und namentlich die Geſchichte der großen Revolution bezeugt die Wahrheit, daß Paris das Unheil und der Fluch von Frankreich geweſen iſt. Die Girondiſten, die edelſten Bürger, welche Frankreich jemals beſaß, fühlten und wuſſten das wohl. Sie auch ſind an Paris zu Grunde gegangen und mit ihnen die erſte Republik. Das „heilige“ Paris? Einer der ehrlichſten Franzoſen, Auguſte Barbier, hat uns geſagt, wie es mit dieſer Heiligkeit beſtellt war und iſt, indem er das bekannte Wort des Tacitus von der Rieſenkloake Rom, in welcher alles Unflätige und Scheuſälige des Erdkreiſes zuſammengefloſſen, umſchrieb und erweiterte: —

„Il est, il est sur terre une infernale cuve,
On la nomme Paris; c'est une large étuve,
Une fosse de pierre aux immenses contours
Qu'une eau jaune et terreuse enferme à triples tours;
C'est un volcan fumeux et toujours en haleine,
Qui remue à longs flots de la matière humaine,
Un précipice ouvert à la corruption,
Où la fange descend de toute nation,
Et qui de temps en temps plein d'une vase immonde,
Soulevant ses bouillons, déborde sur le monde.“

Zur Stunde, wo ich dieſes ſchreibe, dürften jedoch bei gar vielen Franzoſenfreunden die Heiligkeitaktien von Paris etwas im Kurſe gefallen und überhaupt die liebe, vor kurzem mit ſo zärtlicher Emphaſe begrüßte „Schweſterrepublik“ in etwelchen Mißgeruch gekommen ſein. Hat ſie ſich doch neuerlich wieder echtfranzöſiſchrepublikaniſch aufgeführt und in ihrer richtigen und eigentlichen Natur als Aeffin-Tigerin oder Tigerin-Aeffin, als welche ja ſchon der alte Voltaire La Belle France kannte und nannte, gräuelhaft ſich ſehen laſſen. Unbequem das! Es war ſpaßhaft mitanzuſchauen, wie die deutſchenfreſſeriſchen Blätter der Schweiz auf ſchweſterrepublikaniſchen Katzenpfoten um den heißen Brei der Thatſache, daß in dem „heiligen“ Paris die kommuniſtiſche Anarchie obenauf gekommen, herumgingen. Ja, der franzöſiſche „Republikanismus“ hat ſich wieder einmal in ſeiner ganzen Gloire der Welt gezeigt. Armer Clément Thomas! Du biſt einer der beſten charakterfeſteſten, hingebungsvollſten Männer geweſen, welche dein Land je geboren, vergebens! Vierzig

Jahre lang warſt du ein Kämpfer und Dulder für das republikaniſche Kredo, vergebens! Das Königthum kerkerte dich ein, das Kaiſerreich ſtieß dich in die Verbannung, aber die „Republik“ mordete dich, mordete dich mit raffinirter Grauſamkeit. Nein es iſt nicht wahr, daß die Franzoſen eine degenerirte Raſſe: die Märzmörder von 1871 ſind den Septembermördern von 1792 vollkommen ebenbürtig.

Und dazu noch dieſe abſolute intellektuelle und moraliſche Ohnmacht, dieſe Unfähigkeit durch die Bank, oben, unten und mitten, dieſe hinter dem gleißenden Phraſenſchild verſteckte grauenhafte Unwiſſenheit und Rohheit, dieſe ſimpelhafte Nachäffung der Narretheien und Barbareien der Schreckenszeit von 1793, dieſer geiſtige und ſittliche Bankerott! Nun, die neueſte franzöſiſche „Republik“ wird bald genug den Weg aller franzöſiſchen Republiken gehen, den kurzen Weg zur Militärdeſpotie, welchen ihre Vorgängerinnen im November von 1799 und im Juni von 1848 beſchritten haben. Die Schweiz aber mag ſich hüten,

daß man aus der Prämiſſe ihrer Zärtlichkeit für ſolche „Schweſterrepubliken“ nicht den Schluß ziehe: „Sage mir, mit wem du gehſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt.“ Unterrichtete und einſichtsvolle Schweizer, deren Patriotismus in Beſſerem als in dem Mitſchreien von Tagesmodeloſungen beſteht, haben ſchon längſt mit Beſorgniß auf die große Rolle geblickt, welche in ihrem ſchönen Heimatlande franzöſiſches Schein- und Phraſenweſen, franzöſirender Dünkel und Größenwahn ſpielen. Solche Patrioten haben wiederholt vor der unglaublich oberflächlichen Auffaſſung der erſten franzöſiſchen Revolution gewarnt, welche leider auch in ſchweizeriſchen Schulen graſſire. „Und was hat — ſo fragte in dieſen Tagen einer der anerkannt beſten Schweizer, der eidgenöſſiſche Oberſt R. in A., ſeine Landsleute — was hat Frankreich aus ſeiner Revolution gemacht? Frankreichs Volk liegt, erzogen in Eitelkeit und Phraſe, ein unwiſſend bigotes Volk in den Händen ſeiner Pfaffen.“ Derſelbe treffliche Mann kennzeichnete dann deutſche und franzöſiſche Art im Einzelnen

und wies mit scharfer Offenheit nach, warum und wie sehr die Schweiz zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Deutschland und zum Mißtrauen gegen Frankreich verpflichtet sei.

Diese und ähnlich redende Stimmen, wie sie aus Veranlassung des neuesten Züriputsches auf der ehrenhaften Seite der schweizerischen Presse, in Adressen und im züricher Großrathssale laut wurden, sind vorderhand nur Stimmen von Predigern in der Wüste der Unkenntniß, des Vorurtheils und der Böswilligkeit. Man sollte aber, auch wenn man von der Macht der Vernunft eine so wenig optimistische Meinung hat wie ich, sich doch vielleicht dem Glauben hingeben dürfen, daß bei gegenseitigem guten Willen diese Wüste allmälig in fruchtbares Land umgewandelt werden könnte. Ich möchte, wie ich schon so oft gethan, alle verständigen Deutschen und alle verständigen Schweizer auffordern, des Geschäftes solcher Umwandelung sich anzunehmen. Vielleicht würden, wenn nicht schon die Söhne, so doch die Enkel hüben und

drüben allen Arbeitern an dieſem Werke dankbar ſein.

Aber um daſſelbe anzufaſſen, iſt vor allem nöthig, daß man den Schaden nicht verkleiſtere und mit Redensarten verſchmiere. Man muß die Sonde in die Wunde einführen, um den Umfang und die Beſchaffenheit derſelben feſtzuſtellen.

Der Deutſchenhaß des großen Haufens in der Schweiz hat zwei Hauptwurzeln: Unwiſſenheit und Brotneid. Es iſt unglaublich, wie groß die Unkenntniß deutſcher Verhältniſſe ſelbſt bei Leuten, welche die Aufgabe haben, andere zu belehren. Die Schweizer werden ſich fortan ſchon bequemen müſſen, Deutſchland beſſer kennen zu lernen als bislang, und es möchte für das Intereſſe der Schweiz unter anderem nicht ganz unwichtig ſein, ſchweizeriſchen Erziehungsbehörden die Frage zu unterſtellen, ob namentlich der Unterricht in Geſchichte und Länderkunde in Beziehung auf Deutſchland nicht einer weſentlichen Verbeſſerung fähig wäre? Was den Brotneid angeht, ſo iſt er zu gemein und zu vernagelt, um Vernunftgründen zu-

gänglich zu ſein. Er iſt auch Zahlenbeweiſen nicht zugänglich, ſonſt könnte man ihn der Lächerlichkeit leicht überführen. Kein Land der Erde hat ſo ſehr Urſache, gaſtlich oder wenigſtens anſtändig und neidlos gegen Fremde zu ſein, wie die Schweiz; denn kein Land der Erde ſendet verhältnißmäßig ſo viele ſeiner Söhne in die Fremde wie die Schweiz. Das Benehmen eines Volkes gegen Fremde gibt aber bekanntlich einen ſichern Maßſtab ab für den Grad ſeiner Kultur. Sollen wir hiervon die Nutzanwendung machen, indem wir die Stellung der Schweizer in Deutſchland und die der Deutſchen in der Schweiz mit einander vergleichen? Es iſt überflüſſig. Nun eine weitere Frage: Wird ein ehrlicher Schweizer behaupten wollen, daß ein Deutſcher in der Schweiz, mutatis mutandis, eine politiſche Rolle jemals zu ſpielen vermöchte, wie ſie ein Schweizer, Herr Bluntſchli, in Deutſchland geſpielt hat? Gewiß nicht! Verſtändige Schweizer wiſſen auch gar wohl den Werth der Millionen, welche alljährlich von Tauſenden deutſcher Touriſten in die Schweiz

getragen werden, volkswirthſchaftlich zu taxiren, während hinwieder die deutſchen Reiſenden aus eigener Anſchauung erfahren können, was alles in dem Kreiſe ihrer politiſchen und ſozialen Thätigkeit die kleine Schweiz Großes leiſtet, wo ihre Demokratie eine wirkliche und geſunde und nicht eine bloß ſcheinbare oder eine karikirte.

Ob die nicht geringe Anzahl ſchweizeriſcher Blätter und Blättchen, welche ſeit dem September von 1870 unabläſſig und mit immer ſteigender Verblendung und Wuth gegen Deutſchland und die Deutſchen hetzten, wiſſentlich, planmäßig und mit voller Abſicht darauf hingearbeitet habe, die chroniſche Krankheit des Deutſchenhaſſes in der Schweiz einer akuten Kriſis entgegenzutreiben, ſteht dahin und mag billig der Aufklärung durch die Zeit überlaſſen bleiben. Daß die Kriſis am 9. März eintrat, iſt eine traurige Thatſache. Ueber das Wie will ich, und wäre es auch nur, um Ihnen, lieber Freund, einen unwiderſprechlichen Beweis meines mitunter angezweifelten Chriſtenthums zu geben, den bekannten Mantel der chriſt-

lichen Liebe werfen. Darunter hat ja vieles, alles Platz*).

Die schmachvolle den Deutschen angethane Brutalität hatte mit der Pöbelei vom 9. März — wobei übrigens sehr gutgekleideter Pöbel mitwirkte — keineswegs ihr Ende erreicht. Auf den Gassen und in den Kneipen Zürichs machte während der folgenden Tage der Janhagel seiner Freude über das Geschehene offen Luft. „Das ist den dütschen Kaiben ganz recht geschehen, daß sie mal uff dä Hund gekriegt." Mit Land und Leuten Unbekannte hätten sich über solche Aeußerungen um so mehr verwundern müssen, als sich unter dem Pöbel wiederum Glanzhüte und Lackstiefeln befanden. Das Frohlocken über einen niederträchtigen Rechts- und Friedensbruch, über

*) Sogar der französische Bonze, welcher bei der Tonhalle betroffen wurde, die Taschen seiner Soutane mit Steinen beschwert. Eine Abscheulichkeit wie die vom 9. März würde ja, so zu sagen, nicht ganz und vollständig gewesen sein, wenn nicht auch ein Pfaffe dabei thätig gewesen wäre.

die Bedrohung, Beſchimpfung und Gefährdung hilfloſer Frauen, deren Geſchlecht und Hilfloſigkeit ſogar unter Kabylen und Zulukaffern reſpektirt wird, das Frohlocken auch über die kläglich erwieſene Ohnmacht von Geſetz und Behörden verſtummte freilich, als die Sachen eine Wendung nahmen, welche die ganze politiſche und ſoziale Ordnung der Republik Zürich offen bedrohte, und als die Entrüſtung aller rechtlichen Leute offen ausbrach, um das Geſchehene zu verdammen. Unter der Wucht dieſes Verdammungsſpruches wagten ſelbſt durch und durch Verfranzoſ'te nicht, das unerhört infame Gebaren jener franzöſiſchen Officiere zu vertheidigen, welche mit blanken Säbeln eine friedliche und wehrloſe Verſammlung angefallen hatten und mittels Stuhlbeinen und Notenpulten zuſammengeſchlagen worden waren, — jener heroiſchen Söhne der „grande nation", welche vor den deutſchen Waffen mit der Schnelligkeit von achtbeinigen Haſen über die ſchweizeriſche Gränze geflohen waren und jetzt die verblichene franzöſiſche Gloire dadurch wieder aufzufriſchen

trachteten, daß ſie den Frauen der Deutſchen, als dieſelben aus der beſtürmten Tonhalle endlich heimgeleitet werden konnten, an den Straßenecken auflauerten, um ihnen aus dem tiefſten Pfuhl der pariſer Lüderlichkeit geſchöpfte Läſterungen nachzuſchleudern.

Die geſammte achtungswerthe und ſich ſelbſt achtende Preſſe der Schweiz hat in Beurtheilung und Verdammung des 9. März ihre Pflicht gethan. Sie hat auch das gute Recht der Deutſchen und das durchaus korrekte und tadelloſe Verhalten derſelben am 9. März offen anerkannt. Daß dagegen die Jeſuiten- und Kommuniſtenblätter ihrem ſchlecht oder gar nicht maſkirten Jubel über die der deutſchen Nationalität angethane Beleidigung Ausdruck gaben, war ganz in der Ordnung. Ebenſo, daß dieſe Organe des Loyolaismus und des Babeufismus, wiſſendlich lügend, den „Dütſchmicheln" die Schuld des ganzen Ereigniſſes aufbürdeten.

Bedenklicheren Staub hat das Votum des Referenten der Kommiſſion aufgerührt, welche der

züricher Kantonsrath in Sachen beſtellte und die ihren Bericht am 14. März erſtattete. Man hat dieſem Referat vorgeworfen, daß es eine Rechtfertigung nicht nur, ſondern auch geradezu eine Glorifikation des ſchweizeriſchen Deutſchenhaſſes geweſen ſei, und jedenfalls war es eine Kundgebung der Franzoſenliebe. Das „Mitleid mit der zu Boden getretenen Nation“ war darin rührſam verwerthet. Vielleicht wäre es aber doch auch für einen Franzoſenliebhaber, wenigſtens in ſeiner Stellung als Referent, ſchicklich geweſen, nicht ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, wer den Krieg verſchuldet und begonnen hat. Ja, vielleicht wäre es bei dieſer Gelegenheit nicht nur ſchicklich, ſondern auch geboten geweſen, in einem ſchweizeriſchen Rathſal auszuſprechen, daß, wer ein ſo großes Frevelſpiel ſpielt, wie Frankreich im Juli von 1870 eines anzuheben beliebte, darauf gefaſſt ſein muß, ſchwer zu verlieren und die Folgen ſeines Unterfangens zu tragen. Vielleicht endlich wäre es wie dem Herrn Referenten ſo auch dem Herrn Präſidenten des züricher Kantons-

raths nicht übel angeſtanden, den feige beſchimpften Deutſchen ein Wort der Genugthuung zu gönnen. Populär freilich wäre das für den Augenblick nicht geweſen, wohl aber ehrenhaft für immer. Man dient auch dem ſouveränen Volke beſſer damit, daß man ihm die Wahrheit ſagt, als damit, daß man ſeinen Vorurtheilen ſchmeichelt oder ſeine Verirrungen beſchönigt.

Zwei Mitglieder des Kantonsraths, auf verſchiedenen Parteiſtandpunkten ſtehend, aber nicht allein von ihren Parteigenoſſen, ſondern von allen urtheilsfähigen Schweizern den Beſten ihres Landes beigezählt, haben gegen die von dem Herrn Referenten am 14. März aufgeſtellte und „naturwiſſenſchaftlich“ begründete Theorie des Deutſchenhaſſes entſchiedene und beredſame Verwahrung eingelegt und dadurch alle Männer von Urtheil und Ehre, ob Deutſche oder Schweizer, zum Danke verpflichtet. Gleichwohl iſt es nur gerecht, anzuerkennen, daß der Herr Referent in der Hauptſache rechthatte. Der Deutſchenhaß war und iſt in der deutſchen Schweiz vorhanden, und falls in

einer ſo ernſten Sache ein ſchlechter Witz ſtatthaft wäre, könnte man das weiter oben angezogene Sprichwort dahin erweitern: Kinder, Narren und Referenten ſagen die Wahrheit. Doch war die Wahrhaftigkeit des Herrn Referenten nur eine halbe oder vielmehr die erſte Hälfte ſeiner Aufſtellung enthielt eine ganz unbeſtreitbare Thatſache, die zweite dagegen einen grellen Irrthum. Denn es iſt unwahr, daß der Deutſchenhaß im Kanton Zürich und anderwärts in der Schweiz von ſo jungem Datum, wie der Herr Referent andeutete, und es iſt nicht minder unwahr, daß dieſer Haß durch die „Machtſtellung erſten Ranges", welche die deutſche Nation neueſtens erlangte, hervorgerufen ſei. Du lieber Gott, ſchon in meinen Knabenjahren hörte ich in der Schweiz hundertmal den Schimpfnamen „dütſcher Kaib" fliegen, von den Angehörigen eines durch und durch, man möchte faſt ſagen viereckig deutſchen Volksſtamms den Deutſchen gegeben. Das iſt gerade, wie wenn ein vom Judenthum abgefallener Jude ſeinen Stammesgenoſſen ein „Hepp! Hepp!" zugeiferte.

Die Anfänge des Deutſchenhaſſes in der Schweiz reichen bis ins Mittelalter zurück, bis in die Zeiten des ſempacher, appenzeller und ſchwäbiſchen Krieges, und es unterſteht keinem Zweifel, daß ſich in der Menge von Geſchlecht zu Geſchlecht die mumiſirte Erbitterung von damals bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. In Folge einer märchenhaft albernen, aber feſteingewurzelten Begriffeverwirrung ſieht und kennt der große Haufe hier zu Lande noch heute in Deutſchland nur die Heimat fabelhafter „Zwingvögte“ à la Geßler und identifizirt mit dem Hut dieſes mythiſchen Tyrannen des Mittelalters die preußiſche Pickelhaube unſerer Tage. Aus dieſem Knäuel von Unſinn wiſſen die berechnenden Deutſchenhaſſer geſchickt die Fäden herauszuſpinnen, woran ſie ihre Marionetten tanzen laſſen. Nichts paſſt weniger in den Kram dieſer deutſchenfreſſeriſchen Jeſuiterlinge und Pöbelſchmeichler, als bekannt werden zu laſſen, daß das Deutſchland von heute in intellektueller und moraliſcher Beziehung, in Volksunterricht, Gemeindeweſen, Verwaltung, ge-

wiſſenhafter Verwendung der Staatsgelder, Integrität der Beamten und Richter, in geſicherten Rechtszuſtänden, in Wiſſenſchaft und Wehrhaftigkeit hoch über Frankreich ſteht. Eine Vergleichung der Verhandlungen des erſten deutſchen Reichstags in Berlin mit den gleichzeitigen der franzöſiſchen Nationalverſammlung in Verſailles müſſte ſelbſt dem Verbohrteſten klarmachen, auf welcher Seite erleuchteter Patriotismus, wirklicher Freiſinn und wahrer Freimuth. Die niederſchmetternde Art, womit der deutſche Reichstag gleich in der Adreſſedebatte die Tendenzen und Ränkeleien der Ultramontanen zurückwies, könnte den Schweizern zeigen, daß ſich Deutſchland ganz anders zu Rom ſtellen werde als die franzöſiſche „Schweſterrepublik", welche 1849 den Stuhl Petri wieder aufrichtete, in einer Blutlache wieder aufrichtete, und 1871 ſofort wieder mit dem „unfehlbaren" Papſt, dem Verkündiger des Syllabus von 1864, zu kokettiren begann. Freilich, die Deutſchenfreſſerei ſchwindelt ſich über alle dieſe Thatſachen mittels etlicher aus einem thiers'ſchen

Lügenbuch aufgeſchnappter Revolutionsphraſen hinweg . . . . . .

Sie haben, lieber Freund, von mir zu wiſſen begehrt, wie denn meine perſönliche Betheiligung an dem unterbrochenen deutſchen Friedensfeſt vom 9. März geweſen ſei. Das iſt bald geſagt. Ich lebe ſo zurückgezogen, daß ich von der Abſicht, eine ſolche Feier zu begehen, erſt durch die öffentliche Einladung dazu erfuhr. Hätte ich einen Rath zu geben gehabt, ſo würde ich das Vorhaben widerrathen haben. Nicht als ob wir Deutſche nicht das klarſte, vollſte Recht dazu gehabt hätten, ſondern vielmehr nur, weil ich eine Störung befürchtete, welche ich im Intereſſe der Schweizer wie der Deutſchen vermieden wiſſen wollte. Die Störung ſah ich mit Beſtimmtheit vorher, was keine Kunſt war, da dieſelbe mit kyniſcher Schamloſigkeit öffentlich angekündigt wurde. War doch die Franzoſenſympathie hier und anderwärts bis zur Ekſtaſe geſteigert worden durch die Anweſenheit der Tauſende von Bourbakikern, — eine jener Unbegreiflichkeiten, an welchen das Menſchen-

und Völkerleben so reich ist. Im Laufe des Vormittags vom 9. März erfuhr ich aus ganz zuverlässiger Quelle, daß französische Offiziere, welche in Privathäusern logirten, ihre Säbel — nicht im figürlichen, sondern im wörtlichen Sinne — „zu einer Attake auf den deutschen Kommers" geschärft hätten. Ob, was in meiner Zurückgezogenheit mir zur ungesuchten Kenntniß kam, den Behörden verborgen bleiben konnte oder nicht, weiß ich nicht zu sagen. Ob im bejahenden Falle die Begeisterung für die Franzosen nicht soweit hätte zurücktreten sollen, daß sie für ernstliche und bei Zeiten getroffene Vorbereitungen, das beabsichtigte Bubenstück der säbelschärfenden Söhne der „lieben Schwesterrepublik" zu verhindern, Raum ließ, will ich dahingestellt sein lassen. Nur meine ich, daß man der „Schwesterrepublik" durch die Verhinderung des ehrlosen Attentats einen bessern Dienst erwiesen haben würde, als durch das Geschehenlassen.

Mochte ich an das Verhindern oder Geschehenlassen glauben, einerlei, ich hätte es, obzwar seit

Jahren geräuſchvolle Verſammlungen nicht mehr nach meinem Geſchmacke ſind, für eine Feigheit gehalten, von dem Feſte wegzubleiben, nachdem daſſelbe einmal angeſetzt war. Um ſo mehr, als ich aufgefordert worden war, den Ehren- und Dankſpruch auf das deutſche Heer auszubringen, und ich es für eine unumgängliche Pflicht und Schuldigkeit jedes Deutſchen anſah, dieſem wahrhaft und wirklich „herrlichen Kriegsheer“ Ehre zu erweiſen und Dank zu zollen; wäre es auch, abgeſehen von allem anderen, nur darum geweſen, weil dieſes Heer deutſche Frauen und Mädchen vor dem Entſetzen bewahrte, die Beſtialität der Turkos, Gums und anderer Vettern der Gorillas erfahren zu müſſen, welche Träger der franzöſiſchen Civiliſation einer in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1870 von ſeiten des bonaparte'ſchen Miniſters Gramont an den badiſchen Geſandten in Paris gerichteten Botſchaft zufolge auf ſie losgelaſſen werden ſollten.

Der Angriff auf die Tonhalle begann mit der Feier zugleich und hat volle vier Stunden und

darüber fortgedauert. Schon während der Eröffnungsrede des Feſtpräſidenten Wiſlicenus hob draußen das Indianergeheul an und drinnen das Fallen der durch die Hochlichtfenſter des Sales geſchleuderten Steine und Steinkohlenbrocken. Von einer Herausforderung war auf unſerer Seite nicht einmal in Gedanken, geſchweige in Worten die Rede*). Das Weitere wiſſen Sie.

---

*) Wie von Ihnen ſelbſt, lieber Freund, iſt mir aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands und der Schweiz von ſeiten mir bekannter und unbekannter Männer und Frauen die briefliche Aufforderung zugekommen, das zu veröffentlichen, was ich in der Tonhalle geſprochen. Ich entſprach bislang dieſen freundlichen Wünſchen nicht, maßen mir nicht einfiel, ſo einer Gelegenheitsrede, wie die Stunde ſie bringt und fortnimmt, mehr Bedeutung beizulegen, als ſie hat und haben kann. Weil ich nun aber in ſchamlos verlogener Weiſe bezichtigt worden bin, durch meine Rede die Franzoſen und ihre ſchweizeriſchen Verehrer herausgefordert zu haben, will ich zum Gegenbeweiſe Ihrem und anderer meiner Freunde und Freundinnen Begehren nachträglich entſprechen. Den ſorgfältigen Referaten der „Neuen Züricher Zeitung“ und der „Züricheriſchen Freitagszeitung“ — (die letztere brachte in ihrer Nr. 11 die einläſslichſte, beſte Darſtellung der Vorgänge vom 9. März,

Leider muß ich aber noch einen traurigen Punkt berühren. Dieſen, daß bei einer Anzahl,

---

geradezu ein hiſtoriſches Dokument) — verdanke ich die Möglichkeit einer authentiſchen Rekonſtruktion meiner Aeußerungen, für welche ich nur eine ganz kurze Dispoſition entworfen hatte. Hier iſt die Rede: —

Liebe Landsleute! In dieſen Tagen thun ſich unſere Volksgenoſſen überall zu Hunderten, zu Tauſenden feſtfeiernd zuſammen und überall regt ſich in den Feſtgäſten als herrſchende Stimmung das ſeit vielen Jahrhunderten nicht annähernd ſo wie heute berechtigte Gefühl: Wir ſind Deutſche! Und wie könnte es anders ſein? Ungeheures, ja man darf in mehr als einer Beziehung geradezu ſagen nie Dageweſenes hat die deutſche Nation innerhalb weniger Monate vollbracht, nachdem ſie, ſo lange ein Volk von Träumern geſcholten, zum Erſtaunen der Welt wie mit einem Sprung als ein Volk der That auf die Weltgeſchichtebühne getreten.

Nicht aus eitler Ueberhebung wollen wir ſo ſprechen. Ein zu furchtbar tragiſches Beiſpiel, zu welchem tiefen Sturz und Fall der Hoch- und Uebermuth führe, iſt ſo eben an unſeren Augen vorübergegangen. Auch ziemt es ſich für das erſte Kulturvolk der Erde — denn das ſind die Deutſchen, mag der Neid dieſe Thatſache hinunterwürgen oder mag er daran erſticken oder mag er, wie eben jetzt geſchieht, mit Steinen darnach werfen — ja, für das erſte Kulturvolk der Erde ziemt es ſich nicht, mit

wenn auch nur bei einer ſehr kleinen Anzahl von Deutſchen in der Schweiz wie anderwärts das am

---

Haß und Hohn auf den beſiegten Feind hinabzublicken; wohl aber ſteht es uns an, gerade dermalen uns zu erinnern, was die Welt und Deutſchland ſelbſt dem beſſeren Geiſte Frankreichs vordem zu verdanken hatten. Gerade jetzt, wo der Friedensſchluß von Verſailles den Sieg Deutſchlands unwiderſprechlich dargethan hat, wollen wir uns erinnern, daß in demſelben Verſailles vor 82 Jahren eine von glückverheißenden Sternen funkelnde Auguſtnacht ſchimmerte, aus welcher das Morgenroth eines freieren und menſchenwürdigeren Weltalters hervorgebrochen iſt und über Europa hingeleuchtet hat. Selbſt die Ausbrüche tobſüchtigen Haſſes, von denen das beſiegte Frankreich ſchwillt und überquillt, ſollen uns nicht hindern, gerecht zu ſein. Dieſe Verleumdungen, Beſchimpfungen und Drohungen, was ſind ſie mehr als Wind und Worte? Sollten ſie aber mehr ſein, ſollte aus dieſer Windſaat ein neuer Sturm aufgehen, nun wohlan, dann werden die Männer auch wieder da ſein, welche in ſchlichter Heldengröße die deutſchen Siegesfahnen von Weißenburg und Wörth über Mars la Tour, Vionville, Gravelotte, Sedan, St. Quentin, Orleans, Le Mans, Héricourt und Belfort nach Paris getragen haben. Und ſollten dieſe Männer ſchon hingegangen ſein, ſo werden ihre Söhne und Enkel an ihrer ſtatt auf den Plan treten. Dafür, für die Mannhaftigkeit, Streitbarkeit und Vaterlandsliebe der nachwachſenden Geſchlechter bürgt uns ja herrlich all

9. März dahier Geſchehene eine nicht geringe Schadenfreude erweckt hat, welche ſich freilich nicht

---

das Heldiſche, was die deutſche Jugend in dieſem Kriege gethan hat.

Dummheit, Unwiſſenheit, Lüge, Neid und Bosheit ſind große Gewalten auf Erden. Aber die vereinigte Macht dieſer fünf Großmächte reicht doch nicht aus, den Ruhmesglanz des koloſſalen Werkes zu trüben, welches Deutſchland binnen ſieben Monaten geſchaffen hat. Mit dauernderen Flammenzügen, als ſie der Blitz in Felſen ſchreibt, wird die Geſchichte die Einzelnheiten dieſer Arbeit in das Buch der Ewigkeit ſchreiben und dort wird, wann die Leidenſchaften, die Verhetzungen und Gehäſſigkeiten von heute längſt verſchollen ſein werden, zu leſen ſein, daß die Großartigkeit des welthiſtoriſchen Drama's von 1870—71 auf deutſcher Seite weſentlich beruhte 1) auf der quellenlautern und ſpiegelblanken Reinheit und Gerechtigkeit unſerer Sache; 2) auf dem Alleinſtehen deutſcher Nation, ſo daß ſie ohne alle und jede Beihilfe von außen, aus ihres Weſens innerſtem Kern heraus, ganz und gar aus eigener Kraft ihre ſtaunenswerthen Erfolge gewann; 3) auf der beiſpielloſen Einheit aller Volksſchichten, Stände und Berufsklaſſen in dem nationalen Gedanken.

Allerdings gab es eine Minderheit, glücklicher Weiſe eine verſchwindend kleine Minderheit, zuſammengeſetzt aus ſchwarzen und rothen Pfaffen, aus den Fanatikern des ultramontanen und des kommuniſtiſchen Afterglaubens, welche Minderheit von dieſer Einheit ſich ausſchloß. Allein

offen, aber doch versteckt hervorwagte, z. B. in züricher Korrespondenzen an die „Frankfurter

---

wir wollen sie nicht verfluchen, sondern nur bemitleiden. Denn, fürwahr, wer so klein denkt und so niedrig fühlt, daß er, wo es sich um das Sein oder Nichtsein seiner Nation handelt, nicht vermag, das Vaterland über die Partei zu stellen, der ist nicht einmal des Hasses würdig, sondern verdient nur achselzuckendes Mitleid.

Ein viel gewichtigeres Motiv der Trauer war für den Patrioten der Umstand, daß in den Reihen der deutschen Stämme, die sich brüderlich zu Schutz und Trutz um unsere Mutter Germania stellten, einer vermißt wurde, ein bravster, die Deutschöstreicher. Aber auch diese Wolke, viele Zeichen deuten darauf hin, kann vorübergehen und unschwer ist es zu prophezeien: Kommen wird der Tag, wo, wann die Mutter den Frageruf erhebt: Wo ist meine Tochter Austria?, diese zur Antwort gibt: Hier, bei dir und für allzeit!

Das Bewußtsein des Rechtes, das Gefühl der Einheit, die greifbar deutliche Empfindung der Nationalkraft, sie waren es, welche dem deutschen Heere seine Unwiderstehlichkeit gegeben haben. Dieses Heer stellt dem bewundernden Auge sich dar als die hoch und stolz aufgegangene Männersaat, welche unsere großen Denker und Dichter gesät, gepflegt, gejätet und gezeitigt haben. Alles Edelste und Beste, was der deutsche Genius je gedichtet und getrachtet, gewollt und erstrebt, jeder deutsche Soldat, vom leitenden Strategen bis zum letzten Fuhrknecht herab, trug

Zeitung". Solche Schadenfreude passte ganz gut zu dem übrigen Gebaren jener Jämmerlinge von

---

es bewusst oder unbewusst in der Brust. Großes leistete darum die strategische Wissenschaft der Feldherrn, Größeres die taktische Tüchtigkeit der Offiziere, Größtes die Mannszucht, Hingebung, Ausdauer und Todesverachtung der Truppen. Ehre, dreimal Ehre den Ersinnern und Ausführern des Feldzugsplans; ihre Namen werden die Jahrhunderte hinabglänzen. Aber mit noch tieferer Ehrfurcht, mit noch innigerer Dankbarkeit lasst uns der namenlosen Helden gedenken, die in Frankreichs Boden in vom Pfluge bald zerwühlten Gräbern schlafen, der Helden, deren Namen kein Lied, kein Heldenbuch nennt und die nur fortleben in der Erinnerung ihrer vielleicht in Noth und Kümmerniß gestürzten Witwen und Waisen. Möge die Nation in vollem Maße ihrer Pflicht gegen diese Hinterlassenen nachkommen, wie wir selbst, hoffe ich, auch heute derselben nicht vergessen werden.

Es ist unmöglich, in den Rahmen einer flüchtigen Tischrede auch nur andeutungsweise die Großthaten zu fassen, welche das deutsche Heer vom August 1870 bis zum Februar 1871 vollbracht hat. Vom ersten Zusammenstoß mit dem Feinde bis zum letzten, vom Hineinstürmen der deutschen Harste in die Gassen von Weißenburg bis zum Ende jenes viertägigen Riesenkampfes bei Mömpelgard, wo unsere Soldaten das einfache Heldenwort: „Hier kommt kein Franzos durch! Eher dämmen und stopfen wir alle Wege und Stege mit unseren Leichen" — sprachen

Renegaten, welche um das Lob der Feinde ihres Vaterlandes warben und buhlten dadurch, daß ſie daſſelbe zur gleichen Zeit, wo es halb ein Lager und halb ein Lazareth war, in der Fremde ſchmähten und höhnten.

Dieſelbe Sorte von Pflichtvergeſſenen hat daheim, um die ſich vollziehende Einheit Deutſch-

---

und erfüllten, überall klingen die Kunden von den Märſchen, Schlachten und Belagerungen wie die Geſänge eines nibelungiſchen Epos und als Grundbaß trägt und bindet die mannigfaltigen Klänge das deutſche Pflichtgefühl. Nicht erkühne ich mich, die Fülle ſtaunenswerther Thatſachen, welche dieſes Heldengedicht der Wirklichkeit enthält, kennzeichnen zu wollen. Nur auf einen wunderſamen Zug mit Betonung hinzuweiſen geſtatten Sie mir noch: derſelbe gute deutſche Schwertſchlag, welcher den erlogenen, erſchlichenen, erfrevelten Thron des Pſeudo-Bonaparte bei Sedan zu Staub zermalmt hat, er öffnete den Italienern die Thore von Rom.

Damit genug. Laſſt uns, liebe Landsleute, dem erſten wirklichen und wahrhaften deutſchen Nationalheer, welches uns von dem jahrhundertelangen Jammer der Vaterlandsloſigkeit befreit und auf ſeinen Siegesfeldern in Frankreich das neue deutſche Reich mit Blut und Feuer getauft hat, wie mit erhobenen Gläſern ſo mit erhobenen Herzen darbringen ein dankbar helles Hoch und Hurrah!

lands möglichſt aufzuhalten, mit den Erzfeinden deutſcher Geiſtesfreiheit, Bildung, Sitte und Macht ſich verbündet, mit jenen Judaſſen, deren Wiege zwar auf deutſchem Boden ſtand, welche aber kein Vaterland kennen und anerkennen als den Vatikan oder vielmehr das Stammhaus der Jeſuiterei, die casa di Gesù in Rom. Als Bundesgenoſſen der Jeſuiten haben ſie echtjeſuitiſch geredet und gehandelt. Sie nahmen ſogar das Privilegium, das Monopol des Patriotismus in Anſpruch, ſie, welche die namenlos barbariſche Austreibung der Deutſchen aus Frankreich, die Wegnahme und Zerſtörung wehrloſer deutſcher Handelsſchiffe nach dem „beſtehenden Völker- und Kriegsrecht“ ganz „gerechtfertigt“ fanden, dagegen entſetzt aufſchrieen, wenn man den geliebten Franzoſen deutſcherſeits ein bißchen wehethat; ſie, welche der franzöſiſchen Canaille zur gleichen Zeit, wo dieſe die Frauen und Kinder der ausgetriebenen Deutſchen grauſam mißhandelte, liebkoſende „Bruderhände“ über den Rhein hinüber entgegenſtreckten.

Bei allen dieſen Geſellen, den zurechnungs-

fähigen und den unzurechnungsfähigen, zeigte es sich recht deutlich, was aus dem Menschen wird, wenn er sich von den „starken Wurzeln seiner Kraft", von dem Trieb und Gedanken des Vaterlandes, losreißt. Ein halt- und saftloser Stamm, dessen dürre Aeste und blätterlose Zweige mißtönig im Phrasenwinde klappern und der, statt Früchte zu tragen, nur die Misteln der Phantasterei, der Selbstüberschätzung und der Sekteneitelkeit ansetzt. Die Zurechnungsfähigen unter der Schar erscheinen bei näherem Zusehen meist als unsaubere Bursche; auf die Unzurechnungsfähigen wirken, wie Glitzerblech auf schnatternde Elstern wirkt, die verrückten Bombastreden von einer allgemeinen Menschenbruderschaft, von der Völkersolidarität, von den Vereinigten Staaten von Krähwinkel, Flachsenfingen und Kuhschnappel, von der Universalrepublik, von dem ewigen Frieden und dergleichen Chimären mehr. Wenn die Herren Chimärenspinner und Bombastweber sich mal auch nur die Mühe geben wollten, sich selber und in ihnen den Menschen, wie er ist, kennen zu lernen,

sie würden sich schämen, solches Narrenzeug fernerweit herzusalbadern. . . .

Sie wissen, lieber Freund, wie ich mich von Anfang an zu der weltgeschichtlichen Frage oder vielmehr Thatsache des deutsch-französischen Krieges gestellt habe. So, wie ich musste, wie ich gar nicht anders konnte; so, wie sich alle unsere republikanischen Gesinnungs- und Schicksalsgenossen von 1848 diesseits und jenseits des Oceans, soweit sie Männer von Kopf, Herz und Ehre geblieben, dazu gestellt haben. Wie Deutschgeborne hier, wo es sich nicht um Principienfragen, nicht um Parteistellungen handelte, sondern darum, ob das Deutschthum der Franzoserei oder diese jenem obsiegen sollte, auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein konnten, war und ist mir rein unbegreiflich. Ebenso, wie es Menschen geben konnte, die sich in einer solchen Zeit der Unbill erinnern mochten, welche ihnen von seiten deutscher Regierungen widerfahren war. Uns anderen ist Germania doch wahrlich auch keine verzärtelnde Mutter gewesen, im Gegentheil, ganz im Gegentheil! und

ich für meine Perſon hoffe, nie etwas von ihr erbitten zu müſſen, nicht einmal ein Grab; aber ihr darum einen jämmerlichen Groll nachtragen, nicht von ganzem Herzen und nicht mit ganzer Seele für ſie und bei ihr ſein in höchſter Gefahr, das Vaterland bemängeln und benörgeln, während es einen Kampf auf Tod oder Leben kämpft — nicht um die Welt!

Das neue deutſche Reich iſt da. Ob uns ſeine Verfaſſung gefalle oder nicht, iſt ganz gleichgiltig. Wir Nebendraußenſtehenden haben gar kein Recht, zu verwerfen, was ſich die geſammte Nation gefallen läſſt. Zudem ſind wir beide, lieber Freund, viel zu alt, um mit Verfaſſungen Abgötterei zu treiben. Wie viele „muſterhaft“ konſtitutionelle, wie viele noch „muſterhaftere“ republikaniſche Verfaſſungen hat Frankreich ſchon gehabt und was ſind ſie alleſammt geweſen? Werthloſe Stücke Papier, eins nach dem andern in der Lumpenkammer der Weltgeſchichte verſchwunden. Wo der wahre Geiſt der Freiheit nicht in der ganzen Anſchauungs- und Empfin-

dungsweiſe eines Volkes, nicht in den Sitten, nicht in allen Adern ſeiner Kultur lebt und webt, da bringt ihn keine Revolution und keine Verfaſſung.

Daß es Leute gibt, welche der koloſſalen weltgeſchichtlichen Thatſache der Neuaufrichtung des deutſchen Reiches ihre „Anerkennung“ verſagen, iſt wahr. Daß bei weitem nicht alle Narren in Narrenhäuſern untergebracht ſind, iſt auch wahr. Man ſagt ſogar, dieſer oder jener ſei im deutſchen Reichstag untergebracht, allwohin die gut weißgelbe Stadt Hannover einen berühmten Orientaliſten abordnete, damit er für das „erhabene Haus der Welfen“ ſich lächerlich mache, „bis an das Ende der Tage“. Ich möchte wahrlich dem guten alten Herrn nicht zu nahe treten. Im Gegentheil, ich erinnere mich mit Dankbarkeit, daß ich vor Zeiten bei ihm den Pentateuch und den Jeſaia nicht ohne Nutzen gehört, item aus ſeiner Hand den Doktorhut empfangen habe, und dankbar wünſche ich, daß es dem Trefflichen noch eine lange Reihe von Jahren gegönnt ſein möge,

geſunde Heiterkeit im deutſchen Reichstag zu verbreiten. Ganz abgeſehen von ſeinen vielen ehrenwerthen Charaktereigenſchaften, ſteht der Mann, gelegentlich bemerkt, ſchon um ſeiner Ergötzlichkeit willen hoch über jenen ſteifleinen langweiligen Hofräthen aus Byzanz oder anderswoher, welche nach allen Regeln der lateiniſchen Grammatik von Zumpt und der griechiſchen Metrik von Ritſchl vor Napoleon dem Dritten ihre gelehrten Genuflexionen verrichtet haben.

Doch ich ſehe, lieber Freund, es iſt Zeit, zu ſchließen, weil ich, weiterplaudernd auf Abwege gerathen könnte. Daher nur noch dieſes: — Allen verſtändigen Leuten muß die Phraſenloſigkeit, muß der nüchterne, geſchäftsmäßige Ton gefallen, welcher die Staatsaktionen des neuen deutſchen Reiches kennzeichnet. Auch ſo entſchiedene Skeptiker wie wir beide, die wir wie der Politik ſo auch allem Menſchlichen einen keineswegs hohen Werth beilegen, dürfen, ſcheint mir, darin eine Bürgſchaft ſehen, daß in Zukunft unſer Vaterland überall, wo es nöthig, ſtatt großer Worte

rechte Thaten haben werde. Nur mit allen ſiebenhundert Nägeln der Dummheit und Unwiſſenheit vernieteten Blechſchädeln iſt es nicht einleuchtend, daß die Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches als einer Großmacht erſten Ranges inmitten Europa's eine politiſche, ſittliche und civiliſatoriſche Nothwendigkeit war. Schon im Hinblick auf die ungeheure, zweifelsohne bald wieder ſüdwärts und weſtwärts ausgreifende Expanſivkraft Rußlands. Im übrigen wird das neue deutſche Reich kein Reich ewigen Friedens, roſenrother Freiheit und himmelblauer Glückſeligkeit ſein, kein Phantaſieſtaat à la Platon, Morus, Kampanella, Harrington u. ſ. w. Das Ideal iſt ja nicht dazu da, verwirklicht, ſondern nur, angeſchaut, gewünſcht und erſtrebt zu werden. Es iſt das bekannte ſchöne „morgen“, welches niemals kommt.

Von Herzen Ihr alter

J. Scherr.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Ich erwartete nicht, eine neue Auflage dieſes Büchleins bevorworten zu können, zumal der weſentliche Inhalt der früheren in der Sammlung meiner Eſſays („Menſchliche Tragikomödie", 3 Bde. 1874) ſchon einen zweiten Abdruck erfahren hatte. Nun aber mein Freund und Verleger Wigand behauptet, daß das liebe Publikum dieſer Gruppe eine auffallende Sonderneigung zuwende und die „Dämonen" deſſhalb wiederum unter eigenem Fähnlein ausgeſandt werden müſſten, will ich ſelbigen etliche Geleitsworte mit auf den Weg geben.

Wenn der gute Geiſterſeher von Weinsberg noch lebte, würde er wohl, den Hutten parodirend, ausrufen: O Jahrhundert! Die Dämonen graſſiren! Auf Wegen und Stegen wimmelt und wuſelt es von Dämoniſchem! Es iſt eine Luſt, zu leben!

Man braucht auch nicht gerade an den Hexenhammer, an die Christliche Mystik von Görres und an die Seherin von Prevorst zu glauben, um das Gefühl von einem dämonischen Bewegtsein unserer Zeit zu haben. Hierbei wäre „dämonisch“ im schlimmsten Sinne des Wortes zu nehmen, so daß ich, falls ich das Unglück hätte, ein berliner Hofpope zu sein, dafür geradezu „teufelisch“ setzen würde. Freilich, nicht als „haarige Kerle mit langen Wickelschwänzen“, wie solche der gute Kerner zu sehen gewohnt war, gehen die Dämonen unserer Tage um, bewahre! sondern vielmehr zumeist als Herren und Damen, so auf der Höhe der Eleganz stehen. Treten sie in einer ihrer Lieblingsrollen, in der von Börsenwölfen auf, so vergessen sie gewiß nie, das Lammfell christlich-germanischer Schäfigkeit überzuwerfen, auch wenn sie Juden sind. Mitunter tragen sie Diplomatenfräcke, namentlich moskowitische, nämlich so es gilt, für die heiligen Interessen der Civilisation, der Humanität und der Christenfreiheit thätig zu sein. Wiederum bewerkstelligen sie ihre

Erſcheinung auch in Geſtalt von Waſſerträgern, inſonderheit ſo um Lourdes, Marpingen, Philippsdorf und Dietrichswalde herum, und machen mit Madonnenwunderwaſſer ein prächtiges Geſchäft. In dieſem Artikel hat unſere wiſſensſtolze Zeit das Staunenswertheſte geleiſtet, nicht nur quantitativ, ſondern auch qualitativ, weil noch nie Dageweſenes. Wenigſtens iſt mir auf allen meinen wiederholten Wanderungen durch die ſchöne Welt mittelalterlicher Frömmigkeit niemals eine auf Flaſchen gezogene Mater dolorosa seu gloriosa vorgekommen, als welche ſie i. J. 1877 in der Mühle zu Goch — ſo heißt, glaub' ich, die Stätte des Heils — ſich geoffenbart hat.

Ja, ja, wohin wir blicken, allenthalben wird luſtig drauflos dämoniſirt. Das Geſchäftsleben eine wilde Jagd der Uebervortheilung und des Betrugs, zwiſchen den zwei Polen Schwindel und Krach hin- und herraſend — tolle Ueberreizung der Produktionsgierde und ſichtbare Erſchlaffung der Konſumtionskraft — Schaffung künſtlicher Bedürfniſſe wie einer künſtlichen Uebervölkerung durch

einen verrückt ins Blaue schweifenden Industrialismus und eine die Zukunft frevelhaft vorwegstehlende Papierwirthschaft, Schuldenmacherei und Gründerei — Arbeit und Kapital wie zwei wüthende Bestien einander anfletschend — die stumpfsinnigste, gemeinste Selbstsucht als alleinseligmachendes Dogma ausgerufen, die Religion nur noch in der Form des stupidesten Afterglaubens wirksam, die Philosophie gegenüber der triumphirenden Affologie und Unzuchtwahl völlig rathlos, die Naturwissenschaften dienstwillige Handlangerinnen einer ungeheuerlichen Lebensmittel- und Waarenfälschung, einer sündhaften Sudel- und Giftkocherei — erschreckende Minderung des Rechts- und Pflichtbewußtseins, sowie Abschwächung des Ehrgefühls unten, mitten, oben — Lockerung aller die Gesellschaft zusammenhaltenden Bande, das redliche und ehrbare Nachderdeckefichstrecken als Thorheit verlacht, die Luxusnarrethei gränzenlos, die Genußsucht unersättlich, die Prostitution in riesiger Zunahme, die Verrohung der Massen augenscheinlich, die Verbrecherbrutalität in demselben Verhältniß ins Grauenhafte wachsend, in welchem

eine feige Humanitätsduselei ins Gehirnweichliche absinkt — der Parteienkampf aller Grundsätzlichkeit bar, zum elenden Persönlichkeitenzank verschrumpft, kleinlich, armsälig — in unserem Lande noch dazu das häßliche Geklapper der Kulturkampfsmühle, welche schlechterdings kein Mehl liefert, die giftige Nörgelei der Reichsfeinde und die bauchrutschende Knechtschaffenheit der patentirten Reichsfreunde — bittere Enttäuschungen nach überstiegenen Hoffnungen, die Reichsblüthenträume bislang nur zu Früchten von zweifelhafter Güte verwirklicht — der Narrenglaube an das Evangelium von Manchester bei uns zu einer solchen Erhitzung der Schamlosigkeit gediehen, daß so ein Manchesterner mit einer Stirne von Erz unserem Volke verkündigen durfte: „Ein weites Gewissen hilft manche Siege erringen; allzu große Skrupulosität ist verdientermaßen im Handel ein Nachtheil" — überall Verlogenheit, Scheinwesen, Verlumpung, Mißmuth, Unzufriedenheit, Unbehagen und hinwiederum auch an allen Ecken und Enden die Pestilenz des Größenwahns, eines Größenwahns,

ſo den Proz von Millionär ſtachelt, ſich zum Milliarder aufzuſchwindeln, und den armen Dorfſchulmeiſter aneifert, ſich als Hochſchulmeiſter aufzuſpielen — — Summa: der richtige Hexenſabbath! das volle Pandämonium!

Bei näherem Zuſehen erweiſ't ſich der gräuliche Spuk freilich nur als das alte und immer neue Panánthropium, wie ſelbiges ſeinem Weſen nach allzeit war und allzeit ſein wird. Was haben alle die zahlloſen Dekorationenwechſel, alle die bunten Koſtümewandelungen zu ſagen und zu bedeuten? Nur Nebenſächliches. Die Bühne, die große Narrenbühne — „this great stage of fools“ — bleibt immer dieſelbe und die Spieler darauf trauerſpielen und luſtſpielen gerade ſo, wie ſie ſchon vor Jahrtauſenden gethan, obzwar ein bißchen anders geſchminkt, anders ausſtaffirt und aufgeflittert, — alſo, daß zu jeder Zeit auf eine Million ſchlechter Komödianten ein guter kommt und auf hunderte von Millionen ein beſter. Das ſind die „Heldenſpieler“ im unendlichen Myſterium, welches Weltgeſchichte betitelt iſt, und das

Denken und Thun, das Handeln und Leiden dieſer Meiſter, dieſer Großmeiſter im Guten oder im Böſen nennen wir Offenbarungen des Genius oder aber des Dämons der Menſchheit.

Es gibt Zeiten, wo das Genialiſche vorſchlägt, wie das im 18. Jahrhundert geſchah, und Zeiten, wo das Dämoniſche herrſcht, wie in unſerem 19. der Fall. Zuweilen könnte man ſogar meinen, die dermalen rumorenden Dämonen ſeien eigentlich lauter Teufel von der Sorte der dummen.

Unſchwer dürften die Nachfahren dieſe Meinung ſich aneignen, ſo ſie auf das Jahr 1877 zurückſchauen und ſich vergegenwärtigen, allwie Europa dem Weitergange des panruſſiſchen Um- und Einwickelungsproceſſes im Südoſten mit gekreuzten Armen zuſah, man möchte faſt ſagen, zuſah mit dem ſtupiden Feixen eines Fex.

Doch halt! Erinnern wir uns, daß wir die Ehre und das, obzwar — brummen die Reichsfeinde — etwas koſtſpielige Vergnügen haben, reichstreue Deutſche zu ſein, und als ſolche verpflichtet ſind, den gewaltigen Vorſchritt des Caris-

mus gen Carigrad und damit zur Carificirung des Erdtheils ganz so anzusehen wie der quäkende Cottonlord Bright oder der Hellenismus und Muckerei so süß in einander mantschende Gladstone, unserer nach Erlangung von Hof- und Regierungsfähigkeit krampfhaft sich abzappelnden Ritter von Nationalkautschuk gar nicht zu gedenken. Ja, wir haben uns noch bei Zeiten der goldenen Lehre unseres weiland Kinderklassikers Christoph Schmid: „Bescheidenheit das schönste Kleid!“ erinnert, haben uns vom Großmachttaumel, der uns nach 1870—71 für eine Weile den Kopf schwer gemacht, glücklich ernüchtert und sind zu den idyllischen Ueberlieferungen der nikolai'schen Zeiten zurückgekehrt, allwo der Schwager Car seinen Schwager König nach Warschau „beschied“. So etwas kommt übrigens jetzt nicht mehr vor: der Bär hat sich Glanzlederhandschuhe über die Pratzen gezogen und das moskowitische Machtgebot heißt dermalen Dreikaiserbündniß. Es gibt in unseren Tagen überhaupt seltsame Sprachgebräuche und absonderliche Benamsungen. So führt z. B. die

Schreipuppe, welche man der lieben Base Micheline, dem guten alten Kinde, zur Kurzweil geschenkt hat, den Namen Reichstag. Das alte Kind soll sich freilich unlängst sanft beklagt haben, der Mechanismus des Spielzeuges sei ein gar zu einseitiger und unzulänglicher; denn die Puppe könne ja nur nach innen und gar nicht nach außen quieken. Aber das ist doch gerade der richtige Parlamentarismus, wie er dem Volke der Denker ziemt und gebührt. Wäre der besagten Schreipuppe nicht nach außen das Maul verbunden, so könnte sie unter Umständen doch die Knochen des berühmten einzigen pommer'schen Musketirs in Gefahr bringen. Was geht uns die Donau an? Was kümmern uns gar vollends die dummen Dardanellen? Mag der Russe jene zustopfen und diese aufthun nach Belieben, wir sagen Prosit! dazu. Nämlich in privatlichen Glückwünschedepeschen, denn öffentlich sagen wir gar nichts dazu. „Mit Schweigen sich niemand verred't, und was mich nicht brennt, das blas' ich nicht."

So ungefähr könnte angesichts der europäischen

Sachlage ein Reichsfeind spötteln, welcher darum gerade noch nicht zu den hochrothen und tiefschwarzen zu gehören brauchte. Ein hochrother oder tiefschwarzer seinerseits dürfte sich sogar bewogen fühlen, mit Spottlachen an den berühmten Küraſſirſtiefel zu erinnern, welchen Karl der Zwölfte eines Tages in den schwedischen Reichstag geschickt haben soll, um diesem den Standpunkt klar zu machen; denn der deutsche Reichs- und Partikularkonstitutionalismus sei wie dazu gemacht, diese Küraſſirſtiefelsage zur historischen Wirklichkeit werden zu sehen, und der Küraſſirſtiefel sei ja schon vorhanden.

Der ernste und redliche Patriot, welcher ein solcher ist und bleibt, ohne der Stämpelung von seiten des nationalliberalen Patentamtes zu begehren oder zu bedürfen, — der redliche und ernste Patriot muß, wie die Sachen liegen, solchen Hohn und Spott leider begreiflich finden, wie er sich ja auch über die schreienden Mängel der Reichsverfassung und die schweren Mißgriffe des Reichsregiments keiner Selbsttäuschung hingeben kann.

Aber er wird darum nicht aufhören, die Rücksichten der Billigkeit walten zu lassen oder vielmehr so gerecht zu sein, anzuerkennen, daß die Schöpfer der Reichsverfassung und die Führer des Reichsregiments riesenhaft großen Aufgaben sich gegenüber gestellt sahen, — Aufgaben, welche ihrer Natur nach eine auch nur annähernd vollständige Lösung nicht zuließen.

Hat man Augen, welche so gebaut sind, daß man damit die Dinge sieht, wie sie sind, so wird man sich von schwerer Sorge für unser Land angefasst fühlen. Gerade jetzt. Von der Natur nur kärglich ausgestattet, ja auf weiten Strecken geradezu stiefmütterlich behandelt, liegt es zwischen Frankreich und Russland eingekeilt, hat nirgends den Rücken frei und ist ringsum scheel angesehen, überall offen oder heimlich gehasst, weil es sich nicht länger dazu hergeben mochte, die kosmopolitische Kulturdüngerrolle zu spielen, sondern einmal selber etwas sein und vorstellen, eine Nationalmacht sein wollte. Im buchstäblichen Sinne muß Deutschland Tag und Nacht auf der Wacht

ſtehen und den größten Theil des Ertrages ſeiner Arbeit in die Waffenſchmiede und in die Kaſerne geben. Denn daß es von einer Stellung, auf deren Erlangung ja der ganze Gang ſeiner Geſchichte hinarbeitete, wieder herabſteigen und ſich der Gnade oder Ungnade der fremden Mächte wehrlos überliefern ſollte, zur Tiefe einer ſo niederträchtigen Vorſtellung könnte doch nur der Abſchaum vaterlandleugnenden Geſchmeißes hinabſinken.

Und es iſt noch nicht das Schlimmſte, daß unſer Land eines ſo ungeheuren Kraftaufwandes bedarf, um nach außen gerüſtet zu ſein. Das Schlimmſte iſt vielmehr, daß es in ſeinem Inneren einen Brand hegt, der es zu verzehren droht.

Doktrinäre Parlamentarier, welche in jedem glücklich oder unglücklich fabrizirten Geſetzesparagraphen eine Großthat und in jeder Kompromißrede ein Verdienſt um Kaiſer und Reich ſehen, haben es ſich bekanntlich mit der ſocialen Frage ſehr leicht gemacht, indem ſie das Vorhandenſein derſelben glattweg leugneten. Sie hielten es damit wie der ſelige Doktor Eiſenmann i. J. 1848

mit der Reaktion. Der Gute ſah beharrlich keine, bis ſie ihn am Kragen hatte. Die ſociale Frage iſt aber da und ſie ſteht in Deutſchland höher aufgerichtet und dräuender da als ſonſt irgendwo. Dagegen kann man mit albernem Nichtſehenwollen, mit Verſchmieren und Vertuſchen nicht aufkommen. Sie hat theoretiſch die Vollkraft des Dämoniſchen bereits erlangt und ſie wird dieſelbe auch in der Praxis bewähren. Trügen nicht alle Merkmale, ſo harrt im 20., ja vielleicht noch im 19. Jahrhundert unſeres Landes eine Rolle, wie es im 16. Jahrhundert eine durchzuführen hatte. Wie es damals mit ungeheuren Opfern die kirchliche Reform zum Vortheil der menſchheitlichen Entwickelung an die Hand nehmen und verſuchen muſſte, ſo ſcheint jetzt ſein Verhängniß zu ſein, die ſociale Reform einem Verwirklichungsverſuch zu unterziehen. Dank wird es dafür jedenfalls keinen ernten, wie es auch vordem im 16. Jahrhundert keinen erntete, wohl aber koloſſale Drang- und Trübſale, allworin es ſich nicht weniger, ſondern wohl noch mehr als im dreißig-

jährigen Kriege um das Sein oder Nichtsein unseres Volkes handeln dürfte.

Denn die Menschen waren und sind allzeit und überall bereit, um der lächerlichsten Chimären, um der tollsten Narretheien willen einander alles mögliche Herzeleid anzuthun, und wie sie einander im 16. und 17. Jahrhundert um des Messebuchs und um der Bibel willen gemartert und gemordet haben, so werden sie im 19. und 20. Jahrhundert vonwegen der Menschenbruderschaftchimäre einander martern und morden. Schon ist ja der aftergläubige Zank um sociale Dogmen zu demselben Hitzegrade gediehen, welchen im 16. und 17. Jahrhundert der aftergläubige Zank um religiöse Dogmen erreicht hatte. Schon gibt es auch Fanatiker des Atheismus, welche keinem Fanatiker inquisitorischer Alleinseligmacherei von vordem an Unduldsamkeit und Verfolgungswuth nachstehen. Die Pfaffen des Unglaubens werden vor nichts zurückschrecken, um sich an die Stelle der Pfaffen des Aberglaubens zu setzen, und ihr Joch wird noch schwerer sein als das ihrer Vorgänger. Wie es

vor Zeiten hieß: Wer nicht an den päpstlichen oder an den lutherischen Katechismus glaubt, der ist ein Ketzer und des Todes schuldig! so wird es künftig heißen: Wer nicht an den kommunistischen Katechismus glaubt, der ist ein „Bourgeois", ein „Mastburger", eine „überflüssige Existenz", und demnach wegzuwischen! Die ganze sogenannte Weltgeschichte ist nur die lange trauervolle Geschichte von Verfolgern und Verfolgten und dieses von Wehthuern und Wehleidern durchgeführte Trauerspiel wird noch in den zwei letzten Menschen, welche auf dem erkalteten Erdball den Daseinskampf kämpfen werden, seine Rollenträger haben.

Gewiß, es hieße gegen unsere Zeitgenossen ungerecht sein, so man verschwiege, daß hunderte, tausende von redlichen Männern, und zwar in allen Parteien, den aufrichtigen Willen und innigen Wunsch hegen, das von ihnen in ihrer ganzen Schwere und Bedrohlichkeit erkannte sociale Problem einer friedlichen Lösung entgegenzuführen und zwischen den herkömmlichen Ansprüchen der Kapitalmacht und den berechtigten Forderungen

der Arbeitskraft einen billigen Ausgleich zu finden. Aber alle darauf gerichteten Bestrebungen werden im ganzen und großen eitel sein. Beschränktheit und Selbstsucht auf der einen, Phantasterei und Leidenschaft auf der andern Seite werden es über Einsicht und Wohlwollen davontragen. Das Dämonische wird walten und die Stimme der Vernunft überschreien.

Schaut in die Vergangenheit, aus dem Spiegel derselben blickt euch die Zukunft an. Die großen Krankheiten der Menschheit heilte man nie und heilt man nimmer mit Latwergen und Mixturen, sondern mit Eisen und Feuer. Ein moderner Thomas von Celano wird von einem neuen „dies irae“ zu sagen und zu singen haben. Macht euch gefasst darauf! „Der Tag wird kommen.“

Lichtmeß 1878.

J. Scherr.

Ein liebendes Weib.

Die Liebe, ach, die Liebe,
Sie ist mitunter grausam trübe!
Sprach der Salat nachdenklich zu der Rübe.
Ritornell aus Nettuno.

1.

Du bist wohl auch einmal in deinem Leben durch die Eintönigkeit eines Föhrenforstes stundenlang geschritten? Wenn ja, so wirst du dich des Ueberdrusses erinnern, welchen dieser Gang dir verursachte. Rechts und links, vor dir wie hinter dir immer dasselbe. Der ganze Wald ein holzgewordener Philister, so zu sagen, Langeweile ausdünstend. Ein Stamm glich dem andern so doppeltgängerisch, wie sich die „ungarischen Nationalgesichter" in Brentano's tollschöner Novelle gleichen. Du konntest meinen, die armen Föhren hätten ihre Harzthränen aus Verzweifelung über ihr trostlos prosaisches Dasein vergossen. Nichts kürzte

dir den ermüdenden Weg, kein ſpringendes Eichhörnchen, kein Amſelſchlag, nicht einmal das Gehämmer eines Spechtes. Ringsum nur Einerlei, Stille, Schwüle, ſo daß dir zuletzt ganz beklommen, ganz dummlich, ja geradezu föhrenhölzern zu Muthe ward.

Plötzlich zuckt ein Sonnenſtral durch die braunſchwarze Monotonie und du ſiehſt aus derſelben mit froher Ueberraſchung den ſchlanken weißlichgrün ſchimmernden Stamm einer prächtigen Buche emporſteigen. Wie die Waldkönigin unter das Föhrengeſindel gekommen, wer weiß es? Aber ſie iſt da in ihrer ganzen Buchenſchönheit. Einſam und hoch hebt ſie ſich über ihre Umgebung empor wie der Gedanke des Dichters über die Gewöhnlichkeit, weit greift ſie mit ihren ſchöngeſchwungenen Aeſten über alle die Föhrenſpitzen hinweg und durch ihren in Luft und Licht ſchwelgenden Wipfel geht ein Windhauch, welcher die Blätter wie Harfenſaiten zu ſüßem Geflüſter rührt.

Oder auch tritt dir auf deinem langweiligen Waldwege ſtatt der prächtigen Buche mit einmal

eine riesige Eiche entgegen, alt, verwittert, fast versteinert, mit einer Borke wie Rhinozeroshaut, mit bizarr gestalteten Aesten und sturmgebrochenen Zweigen, kärglichbelaubt, mehr das Gespenst eines Baumes als ein Baum. Aber du athmest doch freudig auf beim Anblick der nichts weniger als schönen Erscheinung. Die alte Eiche mit ihrer grotesken Unform imponirt dir, sie ruft dein Auge wieder wach, das die zahllosen Baum-Uniformen, durch welche du hingeschritten bist, ganz schläfrig gemacht hatten.

Nicht allein das vollkommen Schöne, sondern auch das vollendet Häßliche umfließt ein gewisser Nimbus. Der Satan Miltons ist nicht weniger erhaben als der Zeus des Pheidias. Man hat ja auch eine „Aesthetik des Häßlichen" geschrieben und bekannt ist, daß es Männer gibt, welche — à la Mirabeau — vor lauter Häßlichkeit wieder schön werden, wenigstens in den Augen der Frauen, und zwar namentlich dann, wann sie im wohlbegründeten Rufe der Don-Juanschaft stehen. Eine häßliche Frau dagegen kann nicht verführe-

risch sein, weil an dem Begriffe Weib das Postulat Schönheit untrennbar haftet wie an dem Begriffe Blume die Postulate Farbe und Duft. . .

Was in der Eintönigkeit eines Föhrenforstes die schmucke Buche oder die groteske Eiche, das ist in der monotonen Steppe der Weltgeschichte der dämonisch angelegte und bewegte Mensch. Ob der Dämon Engel oder Teufel, ob er dich entzücke oder erschrecke, Liebe oder Haß in dir errege, gleichviel, gern oder ungern wirst du staunend auf ihn hin und zu ihm aufblicken und wirst anerkennen müssen, daß so ein Mitmensch zwar auch wie du ein leidiger Mischmasch von Staub und Feuer sei, aber daß in ihm das Feuerelement — ob Himmelslicht oder Höllenflamme, einerlei! — den Staubbeisatz weit, weit überwiege.

Der dämonische Mensch ist besessen von seine Phantasie, von seinem Gefühl, von seiner Liebe, seinem Haß, seiner Leidenschaft, seiner Wahrheit, seinem Wahn. Fanatiker im Guten wie im Bösen, athmet er im Maßlosen, im Extremen als in seiner wahren Lebensluft. Es ist ein und der-

ſelbe Trieb, welcher einen Simeon Stylites zum Narren und einen Ceſare Borgia zum Böſewicht macht. Es iſt dieſelbe Sucht und Wuth, welche eine heilige Eliſabeth ihr Wohlbehagen im Umgange mit Ausſätzigen finden und einen Jakob Sprenger den „Hexenhammer“ ſchreiben läſſt. Es iſt derſelbe dämoniſche Stolz, welcher in Rouſſeau rebellirt und in Napoleon tyranniſirt. Daſſelbe Empor- oder Hinabgeriſſenſein über oder unter das Gewöhnliche verwandelt den Kameelhüter Mohammed in einen Propheten und die Kaiſerin Meſſalina in eine Lupanardirne. Du darfſt in der Region des Dämoniſchen alles ſuchen und wirſt darin alles finden, ausgenommen geſunden Menſchenverſtand, Maß und Regel. Das Dämoniſche iſt reine Phantaſiewillkür. Karl Moor ſpricht das Kredo des Dämoniſchen aus in dem Sturm- und Drangſatz: „Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Koloſſe aus“. Ja wohl; nur muß hinzugefügt werden: der Mehrzahl nach Koloſſe des Unſinns, der Extravaganz, der blanken Narrheit, der grauen-

haften Scheuſäligkeit. Die „Freiheit“ des Dämons iſt nur die ſouveräne Willkür, alles zu thun, wozu ihn die fixe Idee, welche ihn beſitzt, reizt und antreibt. Es iſt ganz die auch vom Pöbel und von der Kirche geforderte „Freiheit“, alles außer ihm oder ihr zu unterdrücken und zu beherrſchen. Alle großen Kirchenväter und Päpſte ſind dämoniſche Naturen geweſen. Wie aber das Dämoniſche in den Maſſen ſchauderhafte Geſtalt gewinnt, das wiſſen die Kenner der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte.

Auch in jeder liebenden Frau waltet Dämoniſches. Dämoniſche Höllengluten gloſten und qualmen aus den kätziſchen Orgien der Mutter Nero's und der Mutter Pauls des Erſten. Dämoniſche Himmelslichter ſpielen und ſchimmern und funkeln in den Strophen der Sappho, in den Romanen der Germaine Staël und der Aurore Dudevant. Das verhaltene und zuſammengepreſſte Feuer einer ungeliebten und doch liebedurſtigen Mädchenſeele glüht dämoniſch heiß in den Liedern und Romanzen unſerer jungfräulichen

Annette von Droſte. Jedes wahrhaft liebende Weib wird zur Dichterin, auch wenn es nicht weiß, was ein Vers iſt, und niemals würde eine Frau zu jener kyniſchen Auffaſſung der Ehe herabgeſunken ſein, wie ſie ein Poet von Handwerk, der Hageſtolz Pope, dargelegt hat in dem Witzwort: „Wer ein Weib nimmt, weil er nicht immer keuſch leben kann, iſt juſt wie einer, der, weil er etliche Blutwallungen verſpürt, ſich entſchließt, beſtändig ein Blaſenpflaſter zu tragen".

Wer löſ't das Räthſel „Liebe"? Nur wer das Räthſel „Menſch", das Welträthſel löſ't. Alſo niemand. Allbekannt iſt das ſinnreiche Märchen, welches Platon im Sympoſion dem Ariſtophanes in den Mund gelegt hat und das mit der Nutzanwendung ſchließt: „Jeder von uns iſt nur die Hälfte von einem Menſchen, maßen wir, entzweigeſchnitten, aus *einem* zwei geworden ſind; und darum ſucht allezeit jeder (und jede) ſeine (oder ihre) andere Hälfte." Zu deutſch: Jeder Hanns ſucht ſeine Grethe, ihren Kunz will jede Käthe. Der allgewaltige Naturtrieb gibt ſich beim Manne

offener kund, ist aber beim Weibe heftiger. Schon deßhalb, weil bei diesem die Scham den Trieb mehr zügelt und folglich zusammenfaßt, verdichtet, potenzirt. Dann aber auch und noch mehr, weil das Weib Mutter werden will, werden muß, um das Herrlichste und Heiligste zu verwirklichen, was auf Erden lebt: — die Mutterliebe. Für den Mann ist die Liebe nur eine Entwickelungsphase seines Wesens, für das Weib ist sie alles in allem, Lebenssubstanz, Himmel und Hölle. Für den Mann reißt in der That „mit dem Gürtel, mit dem Schleier" gewöhnlich der „schöne Wahn" entzwei; aber für das Weib ist die Brautnacht das Thor zu ihrem wahren und wirklichen Dasein: denn aus dem Grab ihrer Jungfrauschaft steht triumphirend ihre Mutterschaft auf, ihres Wesens Essenz und Zweck. Der Mann liebt zeitweilig, das Weib will immerfort lieben und geliebt werden. Für die Frau gilt voll und ganz das Wort des Paulus an die Korinther: „Die Liebe höret nimmer auf."

Schon oft hat man, um das Seelisch-

Selbstlose der Liebe auszudrücken, Dschelaleddins mystisches Wort:

„Da, wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot —"

behaglichst vorgebracht. Allein diese Phrase ist, wie noch gar viele andere berühmte Phrasen, eigentlich ein blanker Unsinn. Der „dunkle Despot", der Geschlechstrieb, stirbt beim Erwachen der Liebe keineswegs, im Gegentheil! Er weckt sie ja, er ist die Liebe selber. Die moderne Kultur hat den Naturtrieb so zu sagen civilisirt, romantisirt, sublimirt, idealisirt; aber daß er und nur er der wirkliche Eros, das können bloß Leute bezweifeln oder bestreiten, deren Feigheit nie wagt, der Wahrheit frank und frei in das strenge Antlitz zu sehen, und welche daher demselben allzeit die Phrasenmaske vorstecken möchten. Auch das Weib sucht in der Liebe zunächst nur die Geschlechtsbefriedigung, weil es muß, weil die Natur sie tyrannisch dazu zwingt. Ein sittsames Mädchen ist sich dessen sicherlich gar nicht bewusst, wenn sich das, was man „Liebe" im idealen

Sinne zu nennen übereingekommen ist, in ihm regt. Allein alles Nebeln und Schwebeln, alle lyrischen Redensarten beiseite gesetzt, ist es doch nur der „dunkle Despot", welcher die Blicke der Jungfrau lenkt und ihre Brust vor Sehnsucht schwellen macht. Der zarteste Minnesänger unseres Jahrhunderts, Geibel, hat gesungen:

„Die Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt" —

und gewiß ist das recht hübsch gesagt. Wäre es nur mehr als eine lyrische Lüge! Denn in Wahrheit ist die Liebe kein „Wunder", d. h. kein Nichtexistirendes, sondern sie ist ein sehr Substanzielles, Thatsächliches, weil eine Naturgewalt. Und sie ist auch, meinen die Erzprosaiker von Pessimisten, keineswegs eine „Gnade", sondern vielmehr ein Fluch; denn sie zwingt ja den Menschen, sein unseliges Geschlecht fortzupflanzen. Warum ist aber dieser tyrannische Trieb, dieser dunkle Despot da? Darauf gibt es keine Antwort. Warum ist der Mensch da? Warum ist der ganze Erdenhumbug

und der ganze Weltschwindel da? „Quien sabe!“ sagt bekanntlich der Spanier.

Die Frau versteht zweifelsohne mehr aus der Liebe zu machen als der Mann. Sie weiß dieselbe — namentlich dann, wann sie erst dem „dunkeln Despoten“ dadurch, daß sie Mutter geworden, den geheischten Tribut gezollt hat — idealischer zu fassen und zu führen als der Mann, bei welchem „sofort mit der Befriedigung die Leidenschaft um ein merkliches abnimmt, wenn sie auch noch nicht gleich ganz verschwindet, was jedoch häufig auch nicht lange auf sich warten lässt“ *). Beim Weibe hält die Befriedigung

*) Hartmann („Philosophie des Unbewußten“, A. 2, S. 180) fügt noch hinzu: „Sehr lange überdauert keine Liebensleidenschaft den Genuß, wenigstens nicht beim Manne, wie alle Erfahrungen zeigen, wenn sie auch zuerst noch kurze Zeit wachsen kann. Die Liebe ist ein Gewitter; sie entlädt sich nicht in einem Blitze, aber nach und nach in mehreren ihrer elektrischen Materie, und wenn sie sich entladen hat, dann kommt der kühle Wind und der Himmel des Bewusstseins wird wieder klar und blickt staunend dem befruchtenden Regen am Boden und den abziehenden Wolken am fernen Horizonte nach.“

länger vor, weil das Nachgefühl die feineren Nervenſaiten deſſelben in zärtlichdankbare Schwingung verſetzt. Hogarth hat das in ſeinem geiſtvollſten Bilde („Before and after“) meiſterlich zur Anſchauung gebracht und Göthe, der überall und allzeit naturwahre, hat es prachtvoll aufrichtig formulirt, indem er in der ſechſten ſeiner herrlichen „Römiſchen Elegien“ die gekränkte Geliebte vorwurfsvoll zu ihm ſelber ſprechen läſſt:

„Geh! Ihr ſeid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber, ihr Männer, ihr ſchüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus.“

Ja, ſo iſt es. Der Mann liebt darum das Weib *als ſolches* nur, ſo lange er ein Mann. Das Weib kann aber noch lieben, liebt noch wirklich, wann es ſchon aufgehört hat, ein Weib im phyſiologiſchen Sinne zu ſein. Daraus erklärt es ſich, daß der „dunkle Deſpot“ den Mann *zeitweilig* zum willenlos erbärmlichen Sklaven des begehrten Weibes machen kann und wirklich macht; und ebenſo, daß ein liebendes Weib nicht

allein lebenslang, sondern auch noch über Tod und Grab hinaus in dem geliebten Mann ihren Gott sieht und verehrt. Der entmannte Abälard hat für Heloise nur noch das Gefühl zugeknöpfter Freundschaft; Heloise dagegen, obgleich sie weiß, daß Abälard ein Unmann, liebt ihn bis zu ihrer Todesstunde mit leidenschaftlicher Glut. Spötter mögen sagen: Die Sache ist die, daß der Mann wenigstens unter Umständen Vernunft annimmt, das Weib dagegen unter keinen. Allein selbst Spötter werden sich dazu bequemen, vor Heloise den Hut zu ziehen, während sie mit Achselzucken an Abälard vorübergehen.

2.

Die tragische Geschichte dieses berühmten Paares ist hundertmal geschrieben worden und reizt doch immer wieder zu erneuter Darstellung. Das kommt davon, daß sie, was ja solchen Problemen überhaupt eigen, dem aufmerksamen Be-

trachter immer wieder eine neue Seite zukehrt. Um das richtige kulturgeschichtliche und psychologische Ergebniß zu gewinnen, darf man sich freilich die Mühe nicht verdrießen lassen — eine leichte und angenehme Mühe übrigens — aus der echten Quelle der Geschichte Abälards und Heloise's zu schöpfen, aus ihrem Briefewechsel*).

Diese Korrespondenz macht ohne Frage eins der eigenartigsten geistigen Denkmäler des 12. Jahrhunderts aus und des Mittelalters überhaupt. Der berühmteste Gelehrte und die gebildetste

*) Aber aus dem wirklichen, nicht aus dem fingirten, wie ihn Weiß(er) deutsch gedichtet hat, stellenweise recht ergreifend, da und dort ein Wort oder die Andeutung einer Situation aus den Originalbriefen entlehnend. Spaßhaft ist nun aber, wenn Fr. von Sontheim in seinem sonst nicht unebenen Büchlein „Geschichte der Liebe oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen" (1855) die weiß'sche Fiktion für bare Wahrheit nahm, die weiß'schen Verse als Auslassungen Abälards und Heloise's citirte und schließlich verwundert ausrief (S. 111): „Wer sollte dieses alles im Mittelalter suchen?" Auch von einer „Philosophie der Geschichte für Damen" darf man denn doch fordern, daß der Verfasser die Literatur kenne, auf welche er seine Schlüsse basiren will.

Frau ihrer Zeit lassen uns, nach voller gegenseitiger Hingebung durch ein furchtbares Geschick auseinandergerissen, in ihren Briefen in ihre Seelen hineinblicken. Die des Weibes ist offenbar die größere. Heloise erscheint, obzwar ein Zug von Blaustrümpfelei sich deutlich an ihr bemerkbar macht, geradezu heldisch. Nicht im amazonenhaften, sondern im intellektuellen Sinne. Sie schüttet die Glut ihres Herzens in Worten aus, wie so kühn eine Frau sie wohl nicht wieder auf das Papier geschleudert hat. Das heiße Latein ihrer Briefe gemahnt fortwährend an die Feuer- und Eifertöne des hebräischen Hohenliedes. In dieser Pariserin waltete jene „Freigeisterei der Leidenschaft", welche keineswegs erst die moderne Zeit literarisch aufgebracht hat, sondern die sich schon im Mittelalter gar nicht selten sehr entschieden lautmachte. Man denke nur an unseres geisteshellen Gottfrieds von Straßburg Prachtgedicht von Tristan und Isolde, an den Dekamerone, an die französische Fabliaux- und die deutsche Schwankdichtung. Der weisen und wissenden

Menſchen gab es auch im barbariſchen Mittelalter nicht wenige, obzwar ſie ſehr bewegliche Gründe hatten, „dem Pöbel ihr Gefühl und ihr Schauen“ möglichſt wenig zu „offenbaren“. Uebrigens iſt es ja bekanntlich auch heutzutage noch unräthlich und unter Umſtänden gefährlich, Perlen vor die Schweine zu werfen, maßen dieſe, ſo ſie können, zwar nicht die Perlen, wohl aber den Werfer freſſen.

Der Briefwechſel zwiſchen Abälard und Heloiſe wurde veranlaſſt durch das berühmte Schreiben, welches jener von der Abtei Sankt Gildas de Rhuys im Morbihan aus an einen Freund richtete, lange Jahre nach der pariſer Kataſtrophe im Geſchicke der Liebenden. Abälard gibt darin eine Geſchichte ſeines Lebens und Strebens, ſeiner Liebe und ſeines Unglücks. Der Brief iſt geradezu ein ſelbſtbiographiſches Monument. An der Wahrhaftigkeit des Briefſchreibers iſt nicht zu zweifeln. Die ganze Epiſtel trägt den Stämpel der Aufrichtigkeit. Da und dort, wo die Schmerzen der Erinnerung ſchärfer ſich regen, erhebt ſich der

Ton zwar nicht zu vollem Pathos, aber doch zu oratorischer Wärme. Im Ganzen jedoch erzählt der Verfasser mit der Gelassenheit eines Mannes, welcher vom sicheren Uferfelsen aus auf das stürmende Meer, dem er entronnen, nicht ohne Behagen zurückblickt.

Abälard war ein Breton. Er wurde im Dorfe Palais unweit Nantes i. J. 1079 geboren und auf den Namen Pierre getauft. Abälard — auch Abelard und Abeilard geschrieben — ist nicht etwa sein Geschlechtsname. Zu jener Zeit führten ländliche Gutsherren — und ein solcher war Pierre's Vater — überhaupt noch keine Geschlechtsnamen. Abälard ist nichts mehr und nichts weniger als ein Spitzname, dem jungen Pierre von einem seiner Lehrer gegeben, und hat die nichts weniger als romantische Bedeutung „Specklecker"*). Der Junge mag sich eines Tages an einem

*) Nach Rémusat („Abelard", I, 13). Von bajo = lingo und lard. Ich muß aber bemerken, daß ich bajo in dieser Bedeutung weder im Du Cange noch beim Diez (Wörterb. d. roman. Spr.) gefunden habe.

vom väterlichen Gehöfte hereingesandten Stücke Speck erlabt haben, also von dem Magister, welcher vielleicht selber nach so einem Bissen gelüstete, betroffen und halb im Scherze halb im Aerger mit einem „Sobriquet“ beschenkt worden sein, das — eine echtfranzösisch-geschwollene Phrase zu gebrauchen — die Runde um die Welt machen sollte.

Specklecker rühmt seinem Vater nach, derselbe habe viel auf die Wissenschaften („literae“) gehalten und habe sich bemüht, ihm selbst und seinen Brüdern eine wissenschaftliche Bildung zu verschaffen. Wissenschaft war damals das Eingepauktsein im „Trivium“ und „Quadrivium“, das Sprechen und Schreiben eines Latein, welches nichts weniger als ein ciceronisches gewesen ist, weiterhin die Kenntniß der antiken, ganz vorzugsweise der römischen Literatur, Gewandtheit in Handhabung der dialektischen Kategorien des Aristoteles, was man „Philosophie“ nannte, und endlich viel Theologie. Diese ist eigentlich alles in allem gewesen, maßen das ganze geistige

Leben und Streben innerhalb der Schranken des römisch-katholischen Kredo sich bewegen musste. Es fehlte bekanntlich auch im Mittelalter nicht an einzelnen kühnen Geistern, welche gegen diese Schranken angingen und sie zu durchbrechen suchten; aber sie haben sich nur die Schädel daran eingerannt.

Die allmächtige Despotin Madonna Ekklesia hielt sich eine „wissenschaftlich" gebildete Haus- und Sakristeisklavin, welche Philosophia scholastika oder kurzweg Scholastika hieß. Dieses beklagenswerthe Geschöpf musste sich jahrein jahraus bei Tag und bei Nacht damit abmühen, ihre wahnwitzige Herrin so zu bemalen, zu frisiren, anzuziehen und herauszuputzen, daß dieselbe aussah, als wäre sie gesunden Verstandes. Zugleich musste die arme Scholastika, um ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nachhaltiger thun zu können, auch noch die Schulmeisterin machen und jene Schule halten, aus welcher die nach ihr benannten Scholastiker hervorgegangen sind: arme, ärmste Teufel von „Philosophen", welche die un-

geheuerliche Aufgabe hatten, das Kameel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu treiben.

Zu einem solchen Treiber bildete sich auch Abälard heran, von einer gelehrten Schule zur andern wandernd. Diese Schulen waren bischöfliche oder klösterliche, so ziemlich noch ganz auf dem Fuße der Klosterschulen eingerichtet, wie sie zur karlingischen Zeit bestanden hatten. Den bedeutendsten Eindruck empfing der wandernde Scholar Abälard von jenem Jean Roscelin, welcher Kanonikus zu Kompiegne und ein wirklicher Denker gewesen ist. Roscelin kann als der Doktringeber der scholastischen Partei der „Nominalisten" angesehen werden, welche das Element der Beweglichkeit vertraten gegenüber der starren Stabilität der „Realisten". Der Kanonikus von Kompiegne ging aber über die Gränzmarke der dialektischen Zungendrescherei von damals weit hinaus, indem er es wagte, das Dogma von dem Eins, das gleich Drei, und von den Drei, die gleich Eins — einer jener unqualifizirbaren Einfälle, auf welche der Mensch kommt, wenn er sich auf den Kopf

ſtellt und mit den Hühneraugen denkt — zu analyſiren und die lächerlichen Widerſprüche nachzuweiſen, aus welchen es zuſammengeſetzt iſt. Natürlich erſcholl ſofort das heilige Zeterhorn und erdröhnte die Heerpauke der Rechtgläubigkeit. Auf einer i. J. 1092 zu Soiſſons verſammelten Synode wurde Roſcelins Ketzerei verdammt. Auf ihn ſelber hetzte man das „Volk“, welches ſich natürlich gerne hetzen ließ, und trieb ihn ſo aus dem Lande. Die Macher in Religionsgefahr und ſonſtigen Pöbelexceſſen wiſſen gar wohl, daß die kenntniſſloſe, denkfaule und niederträchtige Menge allzeit bereit iſt und ſein wird, das von ihnen angeſtimmte „Kreuzige!“ in Ausführung zu bringen. Von dem ſchlechtunterrichteten „unfehlbaren“ Volk an das beſſer zu unterrichtende zu appelliren nützt gerade ſoviel wie die Appellation von dem ſchlechtunterrichteten unfehlbaren Papſt an den beſſer zu unterrichtenden. Es iſt eine der jammerſäligſten weltgeſchichtlichen Thatſachen, daß das arme unwiſſende genasführte Volk immer und überall willig war und iſt, mit ſeinen falſchen Freunden gegen

seine wahren sich zu verbünden. Ja, traurig zu sagen, es läßt sich lieber tausendmal belügen als nur einmal belehren — eine Erscheinung von so empörender Natur, daß sie sogar dem mildesten und liebevollsten Herzen, welches je in einer Dichterbrust geschlagen, den Zornschrei entriß:

„Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jubelnd die Lüge begrüßt,
Hat Keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Auch nur eine Stunde versüßt." . . .

Paris war zu Ende des 11. Jahrhunderts die Hauptburg der Scholastik, die Politurgeberin der scholastischen Methode, die Ausstralerin der scholastischen Mode. Als zwanzigjähriger Bursch kam unser Specklecker dorthin, angezogen insbesondere durch die Säule der Wissenden („columna doctorum"), wie der Erzdiakon Wilhelm von Champeaux beehrennamset war, der dazumal der bischöflichen Schule von Paris vorstand. Das war so ein richtiger Kampfhahn der Scholastik, welcher mit dialektischem Flügelwetzen

und ſyllogiſtiſchem Krähen einen ungeheuren Lärm verführte. Der ganze Inhalt des Trivium und Quadrivium, das will ſagen die geſammte Encyklopädie der „Wiſſenſchaften“ von damals hing ihm nur ſo zum Schnabel heraus und der Kamm ſchwoll ihm von dem ſtolzen Bewuſſtſein, der geſchickteſte Wortſchaumſchläger ſeiner Zeit zu ſein und mit einem unermeßlichen Aufwand von Buchſtaben und Silben, Sentenzen und Schlüſſen nichts zu ſagen. Aber nicht lange ſtand es an, da wurde der gefeierte Hahn überhahnt: Wilhelms Schüler Abälard ging diſputirend gegen den Meiſter vor und krähte ihn förmlich nieder*).

Das trug dem jungen Sieger viel Ruhm ein, aber auch viel Neid. Alle Mittelmäßigkeiten werden ja wüthend, wenn plötzlich neben ihnen ein auserwählter Menſch aufſteht und ſeine mit dem

*) „Cum quo (Guillelmo) aliquantulum moratus primo ei acceptus, postmodum gravissimus extiti, cum nonnullas scilicet ejus sententias refellere conarer et ratiocinari contra eum saepius aggrederer et nonnunquam superior in disputando viderer.“ Epist. I. Abaelardi. Ed. R. Rawlinson (Lond. 1718), p. 2.

Siegel des Genius bezeichnete Stirne hoch über ihre Plattschädel erhebt. Abälard hielt sich für hinlänglich belehrt und gelehrt, um selber lehren zu können. Doch war er klug genug, einzusehen, daß er in Paris selbst zunächst noch nicht aufkommen könnte, und demzufolge begab er sich i. J. 1102 nach Melun, um daselbst seine erste Schule aufzuthun. Sie hatte Erfolg und nach einiger Zeit entschloß sich „Meister Pierre", wie Abälard von jetzt an gewöhnlich hieß, seine Lehrkanzel nach Korbeil bei Paris zu verpflanzen, um seine Angriffe auf die Notre-Dame-Schule und deren Vorsteher Wilhelm von Champeaux häufiger und nachdrucksamer führen zu können. Aber sein maßloser Lern- und Lehreifer machte ihn so krank, daß er sich genöthigt sah, auf seiner Laufbahn innezuhalten und sich in seine ländliche Heimat in der Bretagne zurückzuziehen. Er verweilte einige Jahre unter dem Dache des Vaterhauses und fand im Frieden des Dorfes seine völlige Wiedergenesung. Allein obzwar ein Stück Poet, vermochte Abälard nicht lange in ländlicher Stille

zu athmen. Die Aufregungen des Disputirsals und der literarischen Klopffechterei waren ihm schon zum Bedürfnisse geworden. Er kehrte daher auf den Schauplatz seiner Studien, seiner Kämpfe und seines Ruhms zurück, errichtete in Paris auf dem Genofevahügel eine Schule, welche sofort großen Zulauf erhielt, und die Neckereien, heftigen Streitigkeiten und halben Versöhnungen mit Wilhelm von Champeaux begannen von neuem. Das währte bis zum Jahre 1113, wo Wilhelm, zum Bischof von Chalons erwählt, dem Schüler, welcher ihm über den Kopf gewachsen war, das Feld räumte.

Abälard war jetzt das anerkannte Haupt der Schule von Paris und trat auf die Zenithhöhe seiner Wirksamkeit als Lehrer. Von nah und fern strömten einheimische und fremde Zuhörer herbei. Wie Frankreich, sandten auch Deutschland, England und Italien ihre Kontingente. Aus dem letztgenannten Lande kam Abälards berühmtester Schüler, der erlauchte Märtyrer Arnaldo da Brescia. Auch ein nachmaliger Papst, Cöleſtin

der Zweite, saß hörend zu den Füßen von Meister Pierre, zu gleicher Zeit mit Peter dem Lombarden, welcher später den Aberwitz der scholastischen Theologie oder theologischen Scholastik in seinem „Magister sententiarum“ sehr wirksam systematisirte zum Schul-, Haus- und Handgebrauch unzähliger Thoren.

Zweifelsohne trug Abälard eine kräftig pulsirende philosophische Ader in sich. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er der einzige Philosoph seiner Zeit gewesen sei. Die in ihm arbeitende Skepsis machte ihn dazu. Der Vater alles Wissens, aller Forschung, alles Vorschritts, der dreimal heilige Zweifel, offenbarte dem Meister Pierre den Satz: „Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat.“ Diesen Satz auch nur zu denken, war dazumal eine große Kühnheit; denselben auszusprechen, war eine große That. Der Rationalismus hat daher vollwichtigen Grund, verehrungsvoll auf Abälard als auf einen seiner ersten Begründer zurückzublicken. Aber darum hörte Meister

Pierre doch nicht auf, ein Scholastiker zu sein. Er griff es freier, kühner und feiner an, das genannte Kameel durch das erwähnte Nadelöhr zu treiben, als alle die anderen; allein im Ganzen und Großen ist seine Thätigkeit als Dozent und Autor doch auch weiter nichts als solche Kameeltreiberei gewesen.

Im Uebrigen war der Herr Kanonikus und Professor nichts weniger als ein Pedant. Von stattlicher Gestalt, weltmännisch gewandtem Gebaren, wohlberedt, mit allerhand geselligen Talenten ausgestattet, Versemacher, Sänger und Zitherschläger, hatte er einen großen Stand in der Gesellschaft. Seine in der Landessprache gedichteten Lieder, seine Witze, seine Ein- und Ausfälle gingen von Mund zu Mund. Die Menge staute sich auf seinen Wegen, wenn der berühmte Mann vorüberging, und die Frauen bogen sich aus den schmalen Fensteröffnungen, um ihm nachzusehen. Um das Jahr 1117 war er der Löwe von Paris.

3.

Der Löwe fand seine Löwin.

Er hat selber von sich gesagt, sein Name sei dazumal so groß, sein jugendliches Feuer so mächtig, die Anmuth seiner Gestalt so vorragend gewesen, daß er von seiten keines Weibes, welches zu lieben er sich herablassen wollte, eine Zurückweisung zu befürchten gehabt hätte*). Das klingt sehr geckisch, war aber nur wahr. Entbrannte doch ein Mädchen, welches, wenn nicht das schönste, doch unbedingt das geistvollste, gebildetste und graziöseste Frankreichs war, in leidenschaftlicher Glut für ihn, — die siebzehnjährige im ganzen Lande um ihrer Gelehrtheit willen berühmte Heloise für den achtunddreißigjährigen Meister Pierre.

Ihr Oheim Fulbert, Kanonikus von Notre-

*) „Tanti quippe tunc nominis eram et juventutis et formae gratia praeminebam, ut quamcunque foeminarum nostro dignarer amore, nullam vererer repellentem.“ Ep. I. Ab. p. 9.

Dame, hatte das junge i. J. 1100 oder 1101 in Paris geborene und frühverwaiſ'te Mädchen zu ſich genommen und ſeinen Stolz darein geſetzt, ſeine Nichte zu einer Gelehrten zu machen. Schon im Alter von 15 Jahren war ſie das nach dem Maßſtabe von damals. Sie ſprach und ſchrieb geläufig lateiniſch, kannte die römiſchen Poeten und Proſaiker, hatte einen dämmernden Hochſchein vom Griechiſchen und wußte ſogar etliche hebräiſche Worte. Wunderlich kommt uns vor, daß Abälard in der lakoniſchen Schilderung, welche er in ſeiner Selbſtbiographie von der weiland Geliebten entworfen hat, von Heloiſe's Schönheit ſehr kurz und mehr nur negativ als poſitiv redet und den Accent ſeiner Erinnerung ganz auf das Wiſſen und den Ruhm des Mädchens legt*). Der arme Eunuchiſirte hatte, als er das niederſchrieb, wohl ſo ziemlich ver-

*) „Quae (adolescentula) cum per faciem non esset infima, per abundantiam literarum erat suprema. Nam quo bonum hoc, literatoriae scilicet scientiae, in mulieribus est rarius, eo amplius puellam commendabat et in toto regno nominatissimam fecerat.“ L. c. p. 9.

gessen, wie sehr ihn schon der erste Anblick Heloise's bezauberte, als er i. J. 1117 oder 1118 das schöne Kind zum erstenmal sah. In Wahrheit, der Philosoph war „ganz weg" *).

Meister Pierre redete sich aber nicht ein, in der Liebe das zu sein, was man einen Platoniker zu nennen pflegt, ganz dummer Weise so zu nennen pflegt. Die Menschen minnten im Mittelalter überhaupt viel weniger minneliedersam und viel mehr minnelüderlich, als Unwissende glauben und Verehrer der „guten alten frommen Zeit" zu glauben heucheln. Die Troubadours und Minnesänger haben dies übrigens überall, wo sie nicht im Fistelton der höfisch-ritterlichen Konvenienz, sondern im Brustton wahrer Empfindung sangen, mit anerkennenswerther Offenheit und Unbefangenheit selber eingestanden. Auch damals hat eben die Leidenschaft, wie sie allzeit und allenthalben that, thut und thun wird, sich keineswegs damit begnügt, dem blassen Mond ihre Wünsche vor-

*) „In hujus itaque adolescentulae amorem totus inflammatus." Ibid.

zuſeufzen, ſondern ſie hat, und zwar nicht ſehr ſkrupelig, nach dem Beſitze des geliebten Gegenſtandes geſtrebt.

So that auch unſer verliebter Specklecker und der Geiz und die Eitelkeit ſeines Mitkanonikus Fulbert verhalfen ihm raſch zum Ziele. Der Oheim war nämlich bis zu einem gewiſſen Grade ebenfalls in ſeine ſchöne und hochbegabte Nichte verliebt. Er wünſchte den Ruhm Heloiſe's über alle Welt ausgebreitet zu ſehen, um ſich in den Stralen dieſes Ruhms onkelhaft zu ſonnen. Koſten freilich ſollte es möglichſt wenig. Als ihm nun Abälard durch Vermittelung von Freunden („quibusdam ipsius amicis intervenientibus“) zweierlei anbot: 1) die Nichte in alle Geheimniſſe der Philoſophie einzuführen und 2) der Miethmann und Koſtgänger des Oheims zu werden, um die Nichte bequemer unterrichten zu können, und zwar mit Entrichtung eines erklecklichen Mieth- und Koſtgeldes, da griff Ehren Fulbert mit beiden Händen zu, froh einen Vogel gefangen zu haben, welcher den Säckel des Oheims mit gemünztem

Silber und den Geist der Nichte mit dem gediegenen Golde der Weisheit füllen wollte. Daß der Kanonikus so blind war, mag einigermaßen entschuldigt werden durch den Ruf der Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, in welchem Abälard bislang gestanden hatte.

Der Präceptor zog ein in das nahe bei der Schule von Notre-Dame gelegene Kanonikathaus und das unausbleibliche Spiel nahm seinen Anfang. Der Lehrer war eifrig und die arme Heloise lernte nur allzuschnell und allzuviel. Abälard hat gar artig beschrieben, wie die Schule der Philosophie zur Schule der Leidenschaft und der Privatunterricht in heiliger und profaner Literatur zu einem Privatissimum der ars amandi wurde*). Man könnte meinen, daß

*) „Quid plura? primum domo una conjungimur, postmodum animo. Sub occasione itaque disciplinae amori penitus vacabamus et secretos regressus, quos amor optabat, studium lectionis offerebat. Apertis itaque libris plura de amore quam de philosophia verba se ingerebant, plura erant oscula quam sententiae. Saepius ad sinus quam ad libros reducebantur manus,

Dante dieſe Schilderung gekannt haben müſſte, als er die glühenden und doch ſo keuſchen Schluß-terzinen des 5. Kanto ſeines Inferno dichtete, in welchen die arme Franceska da Rimini beichtet, was ihr geſchehen, als ſie eines Tages mit Paolo Malateſta in einem Buche las. Es erging dem Meiſter Pierre und ſeiner Schülerin, wie es, mit oder ohne Buch, vor ihnen und nach ihnen Milliarden von Menſchenpaaren ergangen iſt und noch ergehen wird, genau ſo, wie es geſchrieben ſteht beim Vater der Iſolde Goldhaar: —

„Minne, die Herzensjägerin,
Die ſchlich in ihre Herzen hin,
Eh' ſie es wurden recht gewahr.
Sie ſtieß die Siegesfahne dar
Und zog die beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit;
Sie wurden eins und einerlei,
Die vor geweſen waren zwei."

crebrius oculos amor in se reflectebat quam lectio in scripturam dirigebat. Quid denique? nullus a cupidis intermissus est gradus amoris, et si quid insolitum amor excogitare potuit, est additum. Et quo minus ista fueramus experti gaudia, ardentius illis insistebamus et minus in fastidium vertebantur." L. c. p. 10.

Im übrigen hat Abälard in das pathetische Gemälde, welches er von der Exposition und Peripetie seines Liebedrama's entwarf, einen eigenartig komischen Schnörkel hineingebracht, indem er erzählt, er habe, um die Augen der Aufpasser zu täuschen, seiner Schülerin mitunter die Ruthe gegeben*).

4.

Aber auf die Peripetie folgt auch im Liebedrama logischer Weise die Katastrophe. Dem „freudvoll" tritt das „leidvoll", dem „himmelhochjauchzend" das „zum Tode betrübt" auf die Ferſen.

Plötzlich verging dem Meister Pierre die lustselige Laune, Lieder zu dichten, worin statt der Mysterien der Philosophie die der Liebe gelehrt

---

*) „Quoque minus suspicionis haberemus, verbera quandoque dabat amor, non furor, gratia, non ira, quae omnium unguentorum suavitatem transcenderent."

und welche, wie er nicht ohne einen Anflug von Poeteneitelkeit meldet, weitum gesungen wurden.

Dem Kanonikus Fulbert wurden endlich durch gute Freunde die blödsichtigen Onkelaugen weit aufgethan. Zu spät schaffte er den Lehrer der Liebekunst aus dem Hause. Die gewaltsame Trennung machte natürlich die Verliebten nur noch erpichter auf einander. Die Leidenschaft suchte, fand und ging ihre Wege. Der Widerwart von Oheim spähte und spionirte, stellte Fallen und legte Netze und richtig ließen sich die Liebenden von ihm fangen, wie dem Sänger Demodokos im achten Gesange der Odyssee zufolge vom armen Hinkebein Hephästos seine Frau Gemahlin Aphrodite und ihr Buhler Ares gefangen worden waren*). Die näheren Umstände dieses misslichen Abenteuers und wie er demselben entronnen hat Meister Pierre anzugeben nicht für gut gefunden.

---

*) „Actum in nobis est, quod de Marte et Venere deprehensis poëtica narrat fabula.“ L. c. 12.

Kurz darauf kam ihm von Heloise eine brieflich Mittheilung zu, die ihn sehr nachdenklich stimmte. Seines Nachdenkens Resultat war aber, daß er die Geliebte nachtschlafender Weile aus dem Hause ihres Oheims entführte, und nicht nur aus dem oheimlichen Hause, sondern auch aus Paris. Er brachte die Entführte in seine bretonische Heimat und dort in das Haus seiner Schwester. Hier gebar Heloise, nachdem die Zeit erfüllet war, einen Knaben, welchem die junge Mutter den barocken Namen Sternhöhemesser gab*).

Abälard war schon vor erfolgter Niederkunft der Geliebten nach Paris zurückgekehrt und mühte sich ab, den vor Entrüstung rasenden Oheim zu begütigen. Das wollte lange nicht gelingen und Abälard hatte Mühe, sich der Nachstellungen des wüthenden Kanonikus zu erwehren. Endlich fand er aber doch bei Fulbert und der fulbert'schen Sippschaft Gehör mit seinem Vorschlag, Heloise

*) „Apud sororem meam tamdiu conservata est, donec pareret masculum, quem Astrolabium nominavit."

in aller Form zu heiraten; nur sollte die Heirat geheimgehalten werden, damit sein Ruf keinen Schaden litte*). Um dies zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß dazumal ein ehrgeiziger Mann nur entweder im Harnisch oder aber im Priesterrock steigen konnte. Seit Gregors des Siebenten Cölibatsbulle vom Jahre 1074 galt aber Ehelosigkeit für die unumgängliche Voraussetzung der Gelangung zu allen höheren und höchsten kirchlichen Aemtern und Würden. Abälard wollte steigen und wähnte die Voraussetzung seines Steigens mittels Geheimhaltung seiner Verehelichung umgehen zu können. Man sieht, der Mann war schon nicht mehr recht verliebt, seine Begierde war gestillt und er setzte die fernerweite Befriedigung derselben der Stillung seiner Ehr- und Ruhmsucht weit nach.

Das Weib dagegen, Heloise, begann jetzt erst recht zu lieben, mit der Seele zu lieben. Die Mutter Sternhöhemessers weigerte sich geradezu,

*) „Dummodo id secreto fieret, ne famae detrimentum incurrerem."

auf den Heiratsvorschlag einzugehen. Sie wollte nicht, daß ihr Ideal von Mann zur ordinären Wirklichkeit der Ehemannschaft herabsänke. Sie bezeichnete es als unschicklich und beklagenswerth, daß ein Mann, welchen die Natur zum Vortheil aller geschaffen, sich der Schmach unterzöge, einer Frau zu eigen zu sein*). Sie erklärte geradezu, daß sie einen Ehebund verabscheuen müsste, welcher den Geliebten seiner Freiheit berauben und wie der Philosophie so auch der Kirche zum größten Schaden gereichen würde; und weiter, sie machte sich nichts aus ihrer eigenen Schmach, so nur sein Ruhm vor Schaden gewahrt wäre.

In der ganzen Verhandlung erscheint Heloise viel größer als Abälard, welcher ganz augenscheinlich vor dem zornwüthigen und rachsüchtigen Fulbert Furcht hatte und hauptsächlich durch dieses Motiv dazu getrieben wurde, die hochherzige Ge-

*) „Quam indecens, quam lamentabile esset, ut, quem omnibus natura creaverat, uni me foeminae dicarem et turpitudini tantae subjacerem.“ L. c. 13.

liebte zu rehabilitiren, indem er ſich mit ihr trauen ließ; aber doch nur heimlich, daß es ja ſeinen Ausſichten nicht ſchadete. Was demnach das Weib aus innigſter, ſelbſtloſeſter Liebe nicht wollte, das wollte der Mann aus feiger Berechnung. In dem Weibe waltete weit und ſchön der himmliſche Dämon, in dem Manne klügelte klein und kläglich die „Angſt des Irdiſchen“. Heloiſe handelte heldiſch, Abälard wand ſich und taſtete und tiftelte wie ein Diplomat. Das Weib dachte gar nicht an ſich, der Mann dachte nur an ſich. Er kalkulirte, ſie aber liebte, liebte mit jener Kraft, deren Preis in die üppigen Metaphern des Hohenliedes hereinbricht wie in das Gekicher und Geliſpel von Geigen und Flöten ein ſchütternder Poſaunenton: —

„Stark wie der Tod iſt die Liebe!
Feſt wie die Hölle ihr Wille!
Sie iſt eine Flamme Gottes
Und jeder Gewalt der Erde
Trotzt ihre Glut!“

5.

Zuletzt wich aber doch Heloise dem Drängen Abälards, welchem vor allem daran gelegen war, seine Laufbahn in Paris fürder in Sicherheit verfolgen zu können. Aber nur unter Vergießung bitterer Thränen that sie dem geliebten Manne, in welchem sie gerne einen künftigen Abt, Bischof, Erzbischof, Kardinal oder gar Papst gesehen hätte, seinen Willen, sich mit ihm trauen zu lassen, und in bangem Vorgefühle sprach sie ein prophetisches Wort, welches sich nur allzu sehr verwirklichen sollte*).

Abälard, welcher wieder nach der Bretagne geeilt war, um der Mutter seines Sohnes die gewünschte Einwilligung abzupressen, übergab den kleinen Sternhöhemesser seiner Schwester zur Pflege und führte Heloise nach Paris zurück. Etliche Tage nach ihrer Ankunft daselbst ging frühmorgens

*) „Unum, inquit, ad ultimum restat, ut in perditione duorum minor non succedat dolor, quam praecessit amor.“ L. c. 16.

in aller Heimlichkeit — nur der Oheim Kanonikus und einige wenige Freunde waren zugegen — in einer der pariser Kirchen die Trauungsceremonie vor sich; die junge Frau kehrte in das Haus Fulberts zurück und die Ehegatten sahen sich nur selten und insgeheim. Allein dies gekünstelte Verhältniß konnte nicht von Dauer sein.

Paris war schon damals die Stadt der Aergernisse par excellence. Wie hätte sich die Skandalchronik den kostbaren Stoff von Heloise's Verschwinden und Wiederkehr entgehen lassen können? Erst raunte und dann rasaunte es in der Stadt umher, um welcher Verrichtung willen die schöne und gelehrte Heloise nach der Bretagne gereis't sei. Wir dürfen keck annehmen, daß die häßlichsten und unwissendsten Weiber die Einzelnheiten dieser Schamreise am genauesten anzugeben und mit den giftigsten Glossen zu begleiten wusten. Kurz, es gab ein groß Geschrei und unser kanonischer Choleriker von Oheim wurde darüber ganz rabiat. Was, seine Nichte, sie, welche seine Ehre, sein Ruhm, sein Stolz gewesen, sollte als „so

Eine" verſchrieen ſein? Nimmermehr! Die Läſtermäuler ſollten zugeſtopft werden mit der Thatſache, daß Heloiſe ein ehrliches Eheweib; ja, das ſollten ſie! Und das dem Abälard gegebene Verſprechen der Geheimhaltung ſeines Ehebundes brechend, gingen Fulbert und ſämmtliche Vettern und Baſen der fulbert'ſchen Sippſchaft hin und ſagten aller Welt: Meiſter Pierre iſt der rechtmäßige Gatte Heloiſe's; das Paar iſt in aller Form und Feierlichkeit eingeſegnet und getraut; da und da, zu der und der Stunde hat die Trauung ſtattgefunden.

Wäre nun die arme Heloiſe ein gewöhnliches Weib geweſen, ſtatt ein dämoniſch bewegtes zu ſein, ſo würde die Sache damit ihre Erledigung gefunden haben. Aber es kam ganz anders. Das alle Klätſcher und Klätſcherinnen, alle Zungen und Ohren von Paris beſchäftigende Skandal trat ſo zu ſagen aus ſeinem Poſitiv in den Komparativ. Denn nur die Zukunft des geliebten Mannes in Betracht ziehend erklärte Heloiſe in hochherziger Selbſtvergeſſenheit: Nein, es hat

keine Trauung ſtattgefunden und ich bin keine rechtmäßige Ehefrau. Nennt, ſcheltet und läſtert mich, wie ihr wollt; ich muß es leiden, denn ich bin keine legitime Gattin.

Aber er, Abälard, trat er nicht hervor, die Wahrheit zu bezeugen und den Ehrenſchild des Ehebundes über das edle Geſchöpf zu halten, welches ſeine Frau war? Nein, er ſchwieg. Eine weibliche Liebe, wie es eine zweite vielleicht nie gegeben, war verſchwendet an einen Mann, deſſen Seelenſittige nicht Schwungkraft genug beſaßen, ihn auf gleicher Höhe mit der Idealität des liebenden Weibes zu halten. Heloiſe behauptete die Genialität ihrer Natur bis zuletzt, Abälard ſank frühzeitig zur Philiſterhaftigkeit herab.

Wie der kanoniſche Oheim wetterte und zeterte, kann man ſich leicht vorſtellen. Er that ſeiner Nichte, die ihm wie eine Verrückte vorkommen mochte, allen Schimpf und alle Schande an*)

*) „Vehementer ille commotus, crebris eam contumeliis afficiebat.“ L. c. 17.

und es steht stark zu vermuthen, daß der jähzornige Mann von Verbalinjurien auch zu Realinjurien vorgeschritten sei. Das durfte und konnte Abälard denn doch nicht ruhig geschehen lassen. Es gelang ihm, sein Weib abermals aus der Gewalt des Kanonikus zu befreien und für Heloise ein Asyl im Kloster von Argenteuil auszumitteln, allwo sie ja von früherher gut empfohlen war, da sie mehrere ihrer Kinderjahre unter den Klosterschwestern verbracht hatte. Zu ihrer größeren Sicherheit ließ Abälard sie das Nonnenkleid anthun, mit Ausnahme jedoch des Schleiers, also des eigentlichen Merkmals wirklicher Nonnerei.

Das machte den vor Zorn siedenden Kopf Fulberts zum überkochenden Topf. Der Kanonikus glaubte, Abälard wollte dadurch, daß er seine rechtmäßige Ehefrau ins Kloster gebracht und ins Nonnenkleid gesteckt hatte, in bequemster Weise sich von ihr losmachen und befreien. Oder sollte, mochte der Kanonikus sich fragen, das Nonnen-

kleid ſeiner entehrten Nichte für den Lüſtling von Specklecker gar nur ein wohlfeiler Deckmantel ſein, hinter welchem ſich eheliche Rechte üben ließen, ohne daß der Ausüber ſich als Ehemann bekennen muſſte? Nein, das wenigſtens — ſo brudelte der überſchäumende Topf — ſoll dem vermaledeiten Verderber meiner Nichte verleidet werden! Sie ſoll nicht in den Fall kommen, ein zweites Aſtrolabium in die Welt ſetzen zu müſſen!

Und wie geſagt, ſo gethan. Das Skandal ſprang aus dem Komparativ in den Superlativ hinauf. Geführt von dem mittels Beſtechung zum Verräther gemachten Diener Abälards, drang die fulbert'ſche Sippſchaft eines Nachts in ſeine Wohnung ein, warf den aus dem Schlafe aufgeſchreckten Meiſter nieder und machte ihn zum Eunuchen.

Ob der kanoniſche Oheim das ſchnöde Attentat nur angeſtiftet oder aber ob er bei der Ausfüh-

rung persönlich zugegen gewesen, sagt uns Abälard in seinem Berichte nicht*). Er meldet nur, daß die Uebelthäter nach verübtem Frevel entflohen, daß ihrer zwei auf der Flucht ergriffen wurden und zur Strafe ihnen angethan ward, was sie ihm angethan hatten, mit Hinzufügung der Blendung. Einen widerlichen Eindruck macht es, wenn Abälard im Verlaufe seines Berichtes mit kathedrarischer Eitelkeit sagt, es sei ganz unmöglich, die Theilnahme und die Klagen zu schildern, welche seine Verstümmelung hervorgerufen habe. Nicht mit einer Silbe gedenkt er dabei Heloise's. Zur Zeit ganz niedergeschmettert, barg er seine Wunde, seine Scham und seine Demüthigung im Klosterschatten und nahm in der Abtei von Saint-

*) „Adversum me conjurati, nocte quadam quiescentem me adque dormientem in secreta hospitii mei camera, quodam mihi serviente per pecuniam corrupto, crudelissima et pudentissima ultione punierunt et quam summa admiratione mundus excepit: eis videlicet corporis mei partibus amputatis, quibus id, quod plangebant, commiseram."

Denis die Kutte, nicht verhehlend, daß ihn mehr die Bestürzung und Beschämung als die Frömmigkeit zu diesem Schritte getrieben.

Noch bevor Meister Pierre die Kutte anthat, hatte sich Heloise den Nonnenschleier umgebunden. Sie hatte sich dazu entschlossen, sobald die Kunde von Abälards Mißgeschick in die Mauern von Argenteuil gedrungen war. Umsonst hatten die Klosterschwestern, deren Liebling sie geworden, die junge Frau beschworen, ihre Jugend, Schönheit und Gelehrtheit nicht hinter Klostermauern zu begraben. Heloise fühlte, daß es mit ihrem Glücke zu Ende und ihr Leben eigentlich beschlossen sei. Aber sogar während der Ceremonie ihrer Einkleidung und Verschleierung hatte sie keinen andern Gedanken als den Geliebten und es ist charakteristisch, daß diese mehr in antik-klassischen als in mittelalterlich-christlichen Anschauungen lebende Frau in dem Augenblick, als der Nonnenschleier vom Altar genommen wurde, um über ihr Haupt gebreitet zu werden, schluchzend in die Klageworte ausbrach („inter lacrymas et singultus pro-

rumpens ait“), welche Lukan im achten Buche seiner Pharsalia der Kornelia in den Mund gelegt hat*).

6.

Abälard nahm bald seine Lehrthätigkeit wieder auf, welche ihm Lebensbedürfniß war und welche jetzt eine zweite Glanzperiode erlebte. Aber mit diesem neuaufgehenden Glanze seiner Wirksamkeit hoben auch wieder die Widerwärtigkeiten an, welche die Wächter Zions dem Manne bereiteten, der sich abermals mit der gefährlichen Einbildung trug, das Kameel Dogma müsste, so man alle Gehirnnerven redlich anstrengte, doch wohl end-

---

*) „O maxime conjux!
O thalamis indigne meis! hoc juris habebat
In tantum fortuna caput? Cur impia nupsi,
Si miserum factura fui? Nunc accipe poenas,
Sed quas sponte luam.“

lich durch das Nadelöhr der Vernunft getrieben werden können. Der redliche Treiber fand keine bleibende Stätte: die Rechtgläubigen trieben ihn mit der Geißel ihres Hasses von einem Orte zum andern. Am unerbittlichsten schwang diese Geißel der heilige Bernhard, Abt von Klairvaux, besonders dann, als unweit von diesem Kloster Abälard i. J. 1122 bei Nogent-sur-Seine das Oratorium Paraklet gegründet hatte, welches er nachmals an Heloise und ihre durch den „heiligen" Abt Suger von Saint-Denis aus Argenteuil vertriebenen Klosterschwestern abtrat.

Bernhard, der strenge Mönch, der enthusiastische Kreuzzugsprediger, war übrigens ein ehrlicher Gegner, ein bedeutender Mensch, eine dämonische Natur. So ein Fanatiker, welcher, was jener indische Brahman von sich behauptete, Glaubensfeuer genug in seinem Bauche hatte, um die ganze Welt damit zu verbrennen. Er hat auch so einen Weltbrand wenigstens symbolisch-poetisch veranstaltet, indem er, seiner gränzenlosen Weltverachtung Ausdruck zu geben, das berühmte Lied

von der „Vanitas mundi“ dichtete*), welches Buddha oder Schopenhauer geschrieben haben könnten.

Genau betrachtet, drehte sich der Zank zwischen Abälard und Bernhard um nichts weiter als um die Aufzäumungsart und den Hufbeschlag des schon öfter als billig erwähnten Kameels. Aber solche Alfanzerei gehörte damals zu den „Lebensfragen“ der Gesellschaft und wurde daher mit ungeheurem Ernst betrieben. Vor einem mit großem Pomp veranstalteten Koncil, das am 2. Juni von 1140 zusammentrat, erschien Sankt Bernhard mit den Schriften Abälards in der Hand als Ankläger und Meister Pierre als Angeklagter, welcher aber die Prozedur abschnitt, indem er die Kompetenz der Versammlung bestritt und an den Papst appellirte. Da kam er aber übel an.

---

*) „Cur mundus militat sub vana gloria,
Cujus prosperitas est transitoria?“ cet.
Der Inhalt des ganzen Liedes faßt sich zusammen in der Schlußzeile:
„Felix, qui poterit mundum contemnere.“

Innocenz der Zweite befahl, daß die Schriften Abälards verbrannt werden sollten und daß ihrem Verfasser als einem Ketzer („tanquam haeretico“) ein unverbrüchliches Schweigen aufzulegen sei. Der also Gemaßregelte wollte nun selber nach Rom, um von dem übelunterrichteten Papst auf den besser zu unterrichtenden sich zu berufen. Als ob ein unfehlbarer Statthalter Gottes jemals übelunterrichtet sein könnte! Unterwegs wurde er aber im Kloster Kluny durch den berühmten Abt Peter, genannt der Ehrwürdige, zurückgehalten und dieser Freund vermittelte auch eine Aussöhnung Abälards mit Bernhard von Klairvaux. Verfolgt wurde dann der gebrochene Mann weiter nicht mehr. Er lebte ruhig in Kluny, bis zunehmendes Siechthum ihn nöthigte, eine Luftveränderung als Heilmittel zu versuchen. Demzufolge begab er sich in die Priorei Saint-Marcel unweit Chalons, wo er seine letzten Lebenstage verbrachte.

Nach ihrer grausamen Trennung in Paris haben sich Abälard und Heloise nur noch einmal

gesehen. Es geschah dies im Jahre 1129, als Heloise sammt ihren Mitnonnen brutal aus Argenteuil vertrieben worden. Um ihr eine Zuflucht zu verschaffen, eilte Meister Pierre aus der Abtei von Saint-Gildas in der Bretagne, welcher er damals vorstand, herbei und übergab mit Zustimmung des Bischofs von Troyes das Oratorium Paraklet an Heloise und ihre Klosterschwestern. Paraklet gedieh sehr gut. Mittels einer päpstlichen Bulle vom Jahre 1136 wurde das unter die Regel Sankt Benedikts gestellte Kloster zur Abtei erhoben und Heloise zur Aebtissin ernannt.

Sie war eine vortreffliche Aebtissin, eine angehende Heilige. Aber sie hörte darum doch nicht auf, ein liebendes Weib zu sein. Das wurde prächtig offenbar, als eine Abschrift von dem berühmten selbstbiographischen Briefe, welchen Abälard von Saint-Gildas aus an einen Freund geschrieben hatte, ihren Weg in die Mauern von Paraklet fand.

Der größte bislang unter den Slaven auf-

gestandene Dichter, Mickiewicz, hat die psychologische Thatsache, daß mitten im Braus und Saus des Mißgeschickes der Stachel der Erinnerung in der Menschenbrust sich abstumpfe, dagegen nach vorübergegangenem Gewitter in der Stille der Ergebung seine Spitze wieder scharf fühlbar mache, in die schöne Strophe geprägt: —

„Seele, die Erinnerung wohne, ein Geier, in deinem Grund;
In des Schicksals wildem Sturm schläft sie und du bist gesund.
Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Fassen es die Klauen."

Das musste auch die arme Heloise bitterlich erfahren. Sie wähnte ihr Herz beschwichtigt und geschweigt, wähnte es eingesargt in die Resignation klösterlicher Askese. Da schlug wie ein Blitz Abälards Brief in den Sarg, das Herz des Weibes erwachte, flammte auf und strömte seinen hochherrlich-dämonischen Minnebrand in einer Epistel an den Geliebten aus, welche von Naturwahrheit pulsirt und doch zugleich das

glühendste Gedicht ist, welches jemals von einer Frau ersonnen worden. Es fehlen demselben nur Rhythmus und Reim. Auch ist etwas zuviel darin, etwas Störendes: die mancherlei gelehrten Anspielungen. Mitten in die innigsten Gefühlsergüsse hinein blaustrümpfelt es mitunter wunderlich.

Nachdem die Schreiberin den Geliebten um der Anfechtungen willen, welche er von seiten seiner Feinde in seiner Lehrthätigkeit befahren mußte, beklagt und ihm gesagt hat, daß er die Perlen seiner Beredsamkeit vergeblich den Schweinen vorwürfe, kommt sie auf sich selber zu sprechen, auf die Katastrophe ihrer Liebe und erinnert Abälard daran, daß sie es doch wohl noch mehr als der Freund, an welchen er geschrieben, verdient hätte, Trostworte von seinen Lippen zu empfangen. „Denn du allein bist es, der mich betrüben, der mich erfreuen, der mich trösten kann. Und du allein bist es auch, der mir das schuldet, weil ich, was du wolltest, so ganz gethan habe, daß ich, um dir zu Willen zu sein, mich selber zu Grunde gerichtet habe. Und was

schlüssig gewesen, dir dahin zu folgen oder auf dein Geheiß voranzugehen. Denn nicht in mir, sondern in dir war meine Seele und auch jetzo und mehr noch als je ist sie, so sie nicht bei dir, nirgendwo. Ohne dich aber kann sie gar nicht sein"*).

Abälards Antwort auf diesen glühenden Ausbruch ist ganz steifleinen und philisterhaft, durchweg nur theologische Zungendrescherei. Heloise läßt sich dadurch nicht abschrecken. Auch ihr zweiter Brief ist voll Glut und heiß hadert sie darin mit dem Schicksal, daß sie straflos ausgegangen seien, während sie unerlaubten Freuden gefröhnt hätten, wogegen die Hand Gottes schwer auf sie gefallen, als sie ihre Verirrung durch einen rechtmäßigen Ehebund gutzumachen gesucht hätten. Sie beklagt den Geliebten, daß er gerade

*) „Ego autem ad Vulcania loca te properantem praecedere vel sequi pro jussu tuo minime dubitarem. Non enim mecum animus meus, sed tecum erat. Sed et nunc maxime si tecum non est, nusquam est. Esse vero sine te nequaquam potest." L. c. 52.

um ſeiner Ehemänniſchkeit willen die Strafe ertappter Ehebrecher habe leiden müſſen. Die Ausdrücke und Wendungen, in welchen ſie das alles vorbringt, nehmen ſich im Munde einer Aebtiſſin freilich ſonderbar genug aus*). Edel und rührend aber iſt, wenn ſie den Geliebten betrauert, daß er allein büßen muſſte, was beide gefehlt, und wenn ſie hochherzig ſich ſelber den größeren Theil der Verſchuldung zuſchreibt**). Als Entgegnung auf dieſe innigſten Gefühlsoffenbarungen predigt Abälard ihr wieder weitſchweifig vor und faſſt dann ſein Gepredige in

*) „Dum solliciti amoris gaudiis fruemur et, ut turpiore sed expressiore vocabulo utar, fornicationi vacaremus, divina nobis severitas pepercit. Ut autem illicita licitis correximus et honore conjugii turpitudinem fornicationis operuimus, ira domini manum suam super nos vehementer aggravavit et immaculatum non pertulit thorum, qui diu ante sustinuerat pollutum. Deprehensis in quovis adulterio viris haec satis esset ad vindictam poena quam pertulisti.“ Epist. II. Hel. L. c. 64.

**) „Solus in corpore luisti quod duo pariter commiseramus. Solus in poena fuisti, duo in culpa, et qui minus debueras, totum pertulisti.“ 65.

die kühle Ermahnung zusammen: „Nimm, o Schwester, nimm, ich bitte dich, geduldig hin, was über uns verhängt worden ist“*).

Summa: Heloise verhielt sich zum Abälard, wie das Ideal zur Wirklichkeit, wie die Poesie zur Prosa sich verhält. Das Weib stand hoch über dem Mann.

Er starb zu Saint-Marcel am 21. April von 1142. Heloise erbat sich den Leichnam ihres Gatten und hat ihn zu Paraklet bestattet. Zweiundzwanzig Jahre später ist sie, am 16. Mai von 1164 verstorben, an seine Seite gebettet worden. Als i. J. 1792 das Kloster Paraklet aufgehoben wurde, schaffte man den Doppelsarg mit den Ueberresten des Paares nach Paris und gewährte ihm eine Stätte in der berühmten Todtenstadt des Père Lachaise.

Also auch hier das unausweichliche kleine Ende von jedem großen Lebensdrama: — eine Handvoll Staub. Sankt Bernhard hat doch recht

*) „Accipe, soror, accipe quaeso patienter, quae nobis acciderunt misericorditer.“ Ep. III. Abael. L. c. 87.

mit seinem Weltverachtungsgesang. Es lohnt sich nicht der Mühe, dieses Drama durchzuspielen. Sämmtliche Rollen darin, selbst die glänzendsten, sind undankbar. Aber wir sind nun einmal dazu gepresst und müssen trachten, uns möglichst gut aus der Sache zu ziehen und mit pflichtschuldigem Ernst und Anstand zu spielen. Alles Gefrage warum? wozu? wofür? ist eitel; denn nur „ein Narr wartet auf Antwort".

Ein türkiſcher Heiland.

Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz im dreißigſten Jahre!
Kennt er erſt einmal die Welt, wird der Betrogne ein Schelm.
Göthe.

1.

Leid und Luſt, Weh und Wonne. Zwiſchen dieſen Gegenpolen bewegt ſich die große Täuſchung, genannt Menſchenleben, wenn dieſes ein vorwiegend glückliches iſt. Denn auch der Glückliche hat ſeinen reichlich zugemeſſenen Antheil vom Unheil alles Erdendaſeins zu tragen. Dieſen Fluch zu leugnen oder gar für Segen auszugeben, iſt Taſchenſpielerei. Die ganze Weltgeſchichte iſt nur eine Verneinung ſolcher armſäligen Lüge. Zwar ſteht im Havamal der Edda geſchrieben:

„Ganz unglücklich iſt Keiner,
Iſt er gleich nicht geſund:
Einer hat an Söhnen Segen,
Einer an Freunden Freude,
Einer an vielem Gut Gefallen,
Einer an tüchtigem Thun“ —

aber es ſteht auch tauſendfältig geſchrieben und iſt millionenfältig erlebt, daß nie und nirgends ein Ganz-Glücklicher gefunden worden auf Erden. Höchſtes Glück iſt überhaupt nur traumhafte Ahnung. Mit der ſcheinbaren Verwirklichung dieſer Ahnung beginnt auch die Enttäuſchung, welche die Wonne in Wehe wendet. Unvergleichlich ſchön hat Burns das gedankenſchnelle Vorüberzucken des Glückblitzes geſchildert*).

---

*) But pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white — then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm.
(Und aber die Luſt ſie gleicht dem Mohn:
Berührt kaum, fällt die Blume ſchon!
Dem Schnee auch, der ins Waſſer dort
Weißſchimmernd ſinkt, doch ſchmilzt ſofort;
Dem Schein des Nordlichts wohl ſie gleicht,
Das, eh' du's recht geſeh'n, erbleicht;
Oder des Regenbogens Pracht,
Hinweggewiſcht von Sturmesmacht.)

Mit einem Schmerzensschrei begrüßen wir das Dasein, mit einem Schmerzgestöhn sagen wir demselben Lebewohl. Als das unbehilflichste aller Geschöpfe entwindet man uns dem Mutterschoße, als unnützen Wurmfraß birgt man uns schließlich im Erdenschoß. Alles Glück, welches zwischen diesen beiden Vorkommnissen zwischeninneliegen kann, ist nicht einmal die Pein des Zähnebekommens und Zähneverlierens werth. Das haben die wahrhaften Weisen aller Zeiten wohl gewusst. Von jenem indischen Jogi, welcher im qualvollen Vollbewußtsein des Weltschmerzes zuerst die furchtbare Wahrheit: „Leben ist leiden!“ ausgesprochen, spannt sich bis auf unsere Tage herab eine ununterbrochene Kette von Denkern und Dichtern, von Sehern und Propheten, welche für diese Wahrheit Zeugniß ablegten. Kein erlauchter Träger des Genius, welcher nicht einen Ring dieser Kette bildete.

Ein Hauch von tiefer Trauer liegt auf den edelsten Schöpfungen des Menschengeistes; auf den Meisterwerken der hellenischen Skulptur wie auf

den Domkoloſſen des Mittelalters. Es iſt derſelbe „Schmerz der Kreatur“, welcher auf den Brauen von Michelangelo's Propheten und Sibyllen wuchtet, die Augen von Rafaels Madonnen umſchleiert, aus Beethovens Symphonieen grollt, im Hiob wüthet und im Parzival grübelt. Beim Homer wie beim Firduſi und beim Nibelungendichter, beim Aeſchylos und Sophokles wie beim Alfieri und Schiller lautet der Grundton „Leben iſt leiden“. Dante's Zorn über die Pein, Menſch zu ſein, raſ't hinter dem Gitter ſeiner Terzinen wie ein Leu in ſeinem Käfig. Als Summe von Shakſpeare's Poeſie ergibt ſich eine erhabene Gleichgiltigkeit. Das Lachen von Ariſtophanes, Rabelais, Cervantes und Swift iſt nur ein Verzweiflungslachen über das dumme Welträthſel und die Nichtswürdigkeit der Menſchen. Jedes ſehende Auge erkennt die tiefe Schwermuth zwiſchen den Zeilen von Platons Dialogen wie zwiſchen denen von Kants Kritik der reinen Vernunft. Wenn der gramverzehrte Hellene Theognis als der Weisheit letzten Schluß fand: „Gar nicht ſein, das

wäre dem Erdgebornen das Beste" — so bekannte Göthe, der Glückliche, der Lebensfreudige vor allen, als das Gesammtresultat des Daseins: „Wir alle leiden am Leben". Einer der besseren Römer, Lukan, meinte, höchstes Menschenglück sei, mit Anstand zu sterben*), und der tiefsinnigste katholische Dichter, Kalderon, suchte sich über den Jammer des Daseins dadurch hinwegzuhelfen, daß er die Idee des Buddhismus ins Katholische übersetzte und Welt und Leben für Schatten und Schein, für eine Schaumblase, für ein schlechtes Gedicht und für einen dummen Traum ausgab: —

„Was ist Leben? Hohler Schaum!
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben,
Nur ein Traum ist unser Leben
Und die Träume selbst sind Traum."

Schon recht. Wäre nur der „Schaum" nicht so kaltnässend, das „Gedicht" nicht so zudringlich wirklich, der „Schatten" nicht so greifbar leibhaft und der „Traum" nicht so alpschwer! Der alte

*) „Scire mori sors prima viris". Pharsal. IX, 211.

Salluſt hat gelegentlich die achſelzuckende Bemerkung gemacht: Facies totius negotii varia, incerta, foeda atque miserabilis" — aber das Negotium, die ſchwere Arbeit des Daſeins, will und muß gethan ſein, weil eben uns armen Teufeln von Menſchen allen der „Wille zum Leben" eingeboren iſt. Vor Schopenhauer hieß dieſer philoſophiſche Begriff einfach der Magen. Der menſchliche Witz wird ja bekanntlich nie müde, gemeinen Dingen vornehme Namen zu geben. Am weiteſten aber hat es darin in unſeren Tagen die Gauner-, Banditen- und Dirnenbande des zweiten Empire gebracht, indem ſie dem Bartholomäustag von 1851, dem 4. December, allwo ſie die große Boulevardſchlächterei verübte, die prunkende Etikette „Geſellſchaftsrettung" aufklebte. Sie durfte es; denn ſie wuſſte, daß je größer ihr Frevel, um ſo größer auch der Beifall von ſeiten der menſchlichen Niedertracht ſein würde. Die Bartholomäusnacht von 1572 begrüßte der „Statthalter Chriſti" mit einer Kanonenſalve der Engelsburg, den Bartholomäustag von 1851 begrüßte

das ganze officielle Europa mit jubelnden Beifallssalven. Die kleinen Diebe hängt man zwar nicht mehr: man füttert sie vielmehr auf Kosten der ehrlichen Leute; aber die großen, die größten, so man etwa mal einen in Sedan fängt, ja die logirt man möglichst bequem und behaglich, möglichst prächtig und üppig auf Wilhelmshöhen ein, damit sie sich fernerweit in kaiserlichem Stil ihres Lebens erfreuen können, während drunten in der Ebene die Weiber, die Wittwen und Waisen der braven Einfänger vielleicht am Hungertuche nagen. Gerechtigkeit, dein Wesen ist Wahn und dein Name Wind!

2.

Der Widerspruch gegen die Organisation der Gesellschaft ist bekanntlich so alt wie diese selbst. Der Satan des persisch-jüdisch-christlichen Mythus war der erste Kritiker des Systems patriarchalischen Absolutismus, der Kain der hebräischen Paradies-

ſage eine Art von vorſintflutlichem Babeuf. Wir dürfen mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit, in fernabliegenden verſchollenen Jahrtauſenden Zornſchreie der Verzweiflung über das grelle Mißverhältniß von Recht und Glück, von Verdienſt und Erfolg, von Ideal und Wirklichkeit, kurz über das ganze Elend der Menſchheit aus heißpulſirenden Menſchenherzen zum tauben Himmel emporgeſtiegen ſeien, wie einen ſolchen Zornſchrei der arme Lamartine in beſſeren Tagen in ſeiner Seele gefunden und herausgeſchleudert hat*). Freilich iſt ſeine Empörung akademiſch

*) „La vertu succombant sous l'audace impunie,
L'imposture en honneur, la verité bannie;
L'errante liberté
Aux dieux vivants du monde offerte en sacrifice;
Et la force partout fondant de l'injustice
Le règne illimité!
La fortune toujours du parti des grands crimes,
Le forfaits couronnés devenus légitimes,
La gloire au prix du sang;
Les enfants héritant l'iniquité des pères,
Et le siècle qui meurt racontant ses misères
Au siècle renaissant.“

glatt und niedlich, verglichen mit den Felsbergen von Flüchen, welche König Lear titanisch gen Himmel thürmt. In Shakspeare's Timon vollends ras't die wilde Jagd des Pessimismus zügel- und bügellos einher. Kein moderner Poet hat aber, wie mir scheint, den Jammer der Armen und Unterdrückten in ergreifenderen Lauten sprechen oder vielmehr weinen lassen als der Kleinrusse Taras Grigoriewicz Szewczenko*). Seine Poesie, in der schwermuthsvollen Molltonart der slavischen Volksdichtung gehalten, birgt ein verzehrendes Zornfeuer wie die Wolke den Blitz ....

Jahrtausende schon, bevor Rousseau seine hochberedsame, aber, wie heute wohl kein Wissender mehr bestreiten wird, auf den Treibsand falscher Voraussetzungen aufgebaute Deklamation „Sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi

*) Vgl. J. G. Obrist: T. G. Szewczenko, ein kleinruss. Dichter, 1870. S. bes. die beiden Dumken „Die Lilie" (S. 44) und „Die Rusalka" (S. 51). Szewczenko wurde als Leibeigener 1814 geboren und starb nach einem Dasein voll Mißgeschick 1861.

les hommes“ losließ und damit zu einer unabsehbaren sozialistischen Literatur den Anstoß gab, hat das Uebel der Ungleichheit unter den Menschen religiöse Phantasten und philosophische Träumer lebhaft beschäftigt. Von den ältesten Zeiten bis zur gegenwärtigen Stunde hat es nie an feinfühlenden, warmherzigen Menschen gefehlt, welche die traurige Thatsache, daß Glück und Unglück, Arbeit und Genuß ihren Mitmenschen keineswegs immer nach Verdienst zugemessen werden, nicht rasten und ruhen ließ. Die Gesellschaft so, wie sie war, erschien ihnen nur als ein abscheuliches Zerrbild dessen, was sie eigentlich sein sollte. Nämlich sein sollte dem Ideal zufolge, welches sie in der Brust trugen. Sie wähnten, nur die Selbstsucht der Starken, der Glücklichen, der Reichen, der Bevorrechteten sei schuld daran, daß es Schwache, Unglückliche, Arme und Rechtlose gäbe. Sie glaubten die Gleichheit dekretiren zu können, indem sie der eisernen Praxis des Lebens das Spinnengewebe einer wohlwollenden Theorie entgegenstellten. Sie übersahen oder wollten übersehen, daß die Natur

selbst mit jener unerbittlich grausamen Logik, welche ihr erstes und ewiges Attribut ist, die Thatsache der Ungleichheit gesetzt hat und festhält. Die Ungleichheit ist ein Naturgesetz so gut wie irgendeins. Die schädlichen Wirkungen von Naturgesetzen vermag man einigermaßen zu mildern, wie man ja z. B. dem Blitze so zu sagen seinen Weg vorzeichnen kann; aber die Naturgesetze aufheben kann kein Gott und kein Mensch. So lange die Menschheit existirt, wird es schöne und häßliche, gerade und krumme, starke und schwache, gesunde und kranke, gescheide und dumme, fleißige und faule, sparsame und verschwenderische, ehrbare und lüderliche, ehrliche und gaunerische, tugendhafte und frevlerische, reiche und arme, edle und gemeine, großdenkende und kleinrechnende, geistig schaffende und mechanisch handirende, führende und folgende, gebietende und gehorchende Menschen geben. Eine kommunistische Schablonenmenschheit oder Menschheitschablone ist ein Narrenwahn, die menschliche „Bruderschaft" ein nicht einmal im kleinsten Kreise dauerhaft zu verwirklichender

Bummelwitz, das Zukunftparadies, das Millennium der Freiheit und Gleichheit, des Friedens und der Freude entweder ein Traum wohlwollender Thoren oder ein Kaleidoskop großer Kinder oder endlich ein Köder, welchen Gauner auslegen, um Gimpel damit zu fangen.

Bedürfte es zu den unzähligen Beweisen hin, welche die Geschichte für die Thatsache beibringt, daß die Menschenbruderliebe allzeit nur eine Lügenphrase war und demnach auch allzeit nur eine solche sein wird, noch weiterer, das Jahr 1870 würde sie liefern. Im Sankt Peter arbeitete die „ökumenische" Flüchespritze, um alle die lieben „Menschenbrüder", welche nicht an den alleinseligmachenden Kretinismus der „Unfehlbarkeit" glauben wollen, mit giftiger Jauche zu überschütten, und die ihrem kläglich dummen Dünkel zufolge „stets an der Spitze der Civilisation marschirende grande nation" ließ sich wie ein wohldressirter Bluthund auf ihre Nachbarin hetzen, damit auf den blutdampfenden Walstätten des deutschfranzösischen Krieges wieder einmal recht handgreiflich-entsetzlich

offenbar würde, weß Wesens die vielgepriesene moderne Civilisation eigentlich sei. Falls Vorhersagungen über das Endschicksal der Menschheit nicht überhaupt müssige Spielereien wären, so hätte man vollauf Grund zu meinen, das Ende aller Dinge werde keineswegs ein geßner'sches Idyll sein, sondern vielmehr ein byron'sches Nachtstück, wie solches der große Dichterlord in seiner furchtbaren Vision „Darkness" mit Höllenfarben gemalt hat....

Die praktischen Versuche, das Uebel der naturgesetzlichen Ungleichheit unter den Menschen mittels kommunistischer Gesetzgebungen oder Einrichtungen aufzuheben, sind von ältester Zeit bis auf die jüngste entweder kläglich gescheitert oder sie haben beklagenswerthe, geradezu bestialisirende Wirkungen gehabt. Wo sie einen zeitweiligen Schein von Erfolg erzielten, waren sie nicht etwa auf Vernunftschlüsse und Humanität, sondern vielmehr auf den albernsten religiösen Fanatismus basirt. So haben z. B. die „Rappisten" in der kommunistischen Kolonie Harmony in den Vereinigten Staaten allerdings ein ungeheures Gemeinvermögen ange-

hamstert, aber um welchen Preis? Um diesen, daß sie auf Befehl ihres Papstes Rapp zur Naturwidrigkeit der Möncherei zurückkehrten, der Ehe entsagten und Manustupranten wurden. Das Ende der ganzen Herrlichkeit war, daß zuletzt nur noch etliche halb- oder ganzblödsinnige Greise durch die öden Gassen von Harmony wankten.

Der Kommunismus, wofür ja der Sozialismus nur ein verschämterer Name ist, muß vermöge der ihm innewohnenden zwingenden Logik überall und allzeit zur Vernichtung der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung, wie zur Vernichtung der Ehe und folglich zur Zerstörung der Familie verschreiten. Er kann sich dieser Konsequenz gar nicht entziehen: darum ist er gerade so wesentlich antisozial, kulturfeindlich, mittelmäßigkeitsüchtig und tyrannisch, wie das Christenthum in der Jugendfrische seines Fanatismus gewesen und, wo immer es ernstlich-dogmatisch genommen wird, bis zur Stunde geblieben ist. Vernichtet die Persönlichkeit, entwurzelt den Trieb und Drang des menschlichen Ich, sich auf sich

selbst zu stellen, sich Bahn zu brechen mittels eigener Kraft in dem ruhelosen Kampf um's Dasein, sich so oder so hervorzuthun vor seinen Mitkämpfern und sein Glück selber zu schmieden, drückt die Individualitäten platt unter eurer bleiernen dummen Gleichheitwalze, zerreißt durch Aufhebung der Ehe und Vernichtung der Familie die innigsten Bande, welche die Menschen aneinanderknüpfen und dem Unsinn des Lebens wenigstens einen Schein von Sinn verleihen, verwandelt die Gesellschaft in die Staatszwangsarbeiterkaserne, wie sie euer Lugprophet Lassalle — die humanitären Phrasen und jesuitischen Mentalreservationen abgerechnet — euch vorgeschwindelt hat, und

„Gebt nur erst acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren."

Sie wird sich offenbaren. Denn wo und wann hätte es jemals einen höheren oder tieferen, einen höchsten oder tiefsten Blödsinn gegeben, welcher nicht seinen Verlauf haben wollte und nicht wirklich hatte? Dem Aberwitz wohnt eine

dämoniſche Macht und Gewalt inne, gegen welche mit Vernunftgründen gerade ſo wenig an- und aufzukommen iſt wie mit papierenen „Menſchenrechten“ gegen wohlbediente Kanonen und rückſichtslos gehandhabte Bajonnette . . .

3.

Erleuchtetſte Geiſter wie unklarſte Schwärmer haben ſich von jeher abgemüht, das unſelige Sphinxräthſel, das „ſoziale Problem“, zu löſen. Der älteſte hiſtoriſch bekannte Verſuch, eine theoretiſche Löſung in die Praxis des Lebens zu übertragen, iſt, wie jedermann weiß, die moſaiſche Geſetzgebung geweſen. Vom kommuniſtiſchen Prinzip ausgehend und daſſelbe ſtreng durchführend hat ſie das mit kanibaliſcher Grauſamkeit ſeinen rechtlichen Beſitzern geraubte Kanaan unter die zwölf Stämme der Kinder Iſrael ſo vertheilt, daß jedem Stamme und jeder Familie ein beſtimmter Theil des Bodens in gleichen Looſen zugewieſen

wurde. Der jüdische Gesetzgeber wusste aber gar wohl, daß diese Gleichheit des Besitzes unmöglich eine dauernde sein könnte; aber er traf Vorsorge, die im Verlaufe der Zeit naturgemäß einreißende Ungleichheit immer wieder aufzuheben. Zu diesem Zwecke setzte er das sogenannte Jubeljahr („Schenat Hajjobel") ein, welches von 50 zu 50 Jahren wiederkehrte und am „Versöhnungstage" (am 10. des 7. Monats) unter Posaunenschall feierlich durch das ganze Land ausgerufen wurde. Beim Propheten Ezechiel (46, 17) heißt das Jubeljahr das Jahr der Freiheit, der Befreiung. Mit Fug. Denn mit der Wiederkehr desselben wurden alle Sklaven und Sklavinnen israelitischer Herkunft ohne alle Entschädigung der Besitzer frei, die veräußerten Grundstücke fielen an den ursprünglichen Besitzer oder dessen rechtmäßige Erben zurück, alle Schuldtitel erloschen und sogar die Erde sollte an dieser Erneuung und Wiedergeburt der Gesellschaft theilhaben, indem ja während des Jubeljahrs alle Feldarbeit ruhen musste.

Wie weit haben es nun die Juden mit dieser

kommunistischen Gesellschaftsverfassung gebracht? Dazu, daß ihre Geschichte eine der grausigsten ist, welche gedacht werden können, und daß sie, den energischen Ausdruck des römischen Historikers zu gebrauchen, „zum Abscheu des Menschengeschlechtes" wurden.

Einen Staatskommunismus zu gründen und aufrecht zu halten, unternahm auch die der kretischen nachgebildete und um 810 v. Chr. eingeführte lykurgisch-spartanische Verfassung, welche aber, wohlverstanden! zu gründen und aufrecht zu halten nur möglich war auf der Basis des Helotenthums, d. h. der grausamen Sklaverei der Mehrheit der Bevölkerung. Was hat aber dieser von gelehrten Dummköpfen vielgepriesene Kommunismus, welcher das Institut der Ehe zu einer bloßen Beschälungsanstalt verbestialisirte, aus den Spartanern gemacht? Gewissenlose Egoisten, brutale Tyrannen, deren Rohheit, Falschheit und Tücke der Fluch von Hellas geworden sind und zum Untergange griechischer Freiheit und Kultur sehr viel beigetragen haben.

Der Begründer einer philosophischen Theorie des Kommunismus soll einer Bemerkung des Aristoteles (Politik, II, 4) zufolge ein gewisser Phaleas aus Chalkedon gewesen sein. Ihn verdunkelte jedoch vollständig der große Platon, welcher in seiner Schrift „Vom Staat" den Idealstaat mit Gütergemeinschaft konstruirte, — eine der kolossalsten, buntestschillernden Seifenblasen, welche jemals die menschliche Phantasie aus dem Thonpfeifenrohr des Theorieschwindels geblasen hat. Bemerkenswerth ist daran insbesondere zweierlei: erstens, daß der Republikaner Platon keineswegs eine demokratische Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsbürger will, indem er nur dem Lehr- und Wehrstand, nicht aber dem Nährstand das Vollbürgerrecht zutheilt; und zweitens, daß der superlativische Idealist Platon in seinen Vorschriften über das Verhältniß der beiden Geschlechter völlig auf den Standpunkt spartanischer Stuterei sich stellt. Auch im platonischen Idealstaat gibt es weder Ehe noch Familie. Später freilich scheint dem guten Philosophen der

kommunistische Dusel verflogen zu sein. Wenigstens ließ er in seinem Buch „Von den Gesetzen“ die kommunistischen Postulate großentheils fallen, wehmüthig bemerkend, daß „die Gütergemeinschaft nur für Götter und Göttersöhne sich eigne“, d. h. daß sie für die Menschen, wie diese nun einmal sind und der Hauptsache nach allzeit sein werden, eine Unmöglichkeit sei. Platons Zeitgenosse, der Erzschalk Aristophanes, einer der gescheidesten Menschen, welche je gelebt, hat bekanntlich in seiner Komödie „die Weibervolksversammlung“ den platonischen Idealstaat und dessen Güter- und Weibergemeinschaft mit unsterblichem Gelächter überschüttet. Seine Satire paßt auch auf die modernen und modernsten Apostel des Kommunismus wie angemessen, und wenn man seiner Klubhrednerin Praxagora zuhört, glaubt man auf und eben die Flunkereien der sogenannten Sozialdemokraten und Sozialdemokrätinnen unserer eigenen Tage zu hören.

Wenn etliche Häuptlinge der modernen Kommunisten mit den kommunistischen Tendenzen des

Urchristenthums Parade machten, so muß das der bekannten Unwissenheit und Oberflächlichkeit dieser Lügenpropheten zu gute gehalten werden. Es war mit diesen kommunistischen, aus dem Essenerthum herübergenommenen Tendenzen des Urchristenthums nicht weither und jedenfalls sind sie nur da und dort zu kurzdärmiger Verwirklichung gelangt. Sobald das Christenthum auch unter den besitzenden und gebildeten Klassen Mode geworden, waren die vielbesungenen kommunistischen Brüder- oder Liebemahle („Agapen") weiter nichts mehr als modische Picknicks, von den Tonangebern und Tonangeberinnen feiner Lebensart wie andere Zeitvertreibe veranstaltet. Die bezüglichen Schildereien, welche ein gewiß unverdächtiger und glaubhafter Zeuge, Sankt Hieronymus, in seinen Briefen entwirft, die sich über seine Erlebnisse in Rom während der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts verbreiten, lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Im 13. und 14. Jahrhundert sodann suchten christliche Sekten, insbesondere die „Geschwister des freien Geistes" und die „Apostelbrüder", die essenisch-

urchristlich-kommunistischen Anläufe weiterzuführen. Worauf liefen aber ihre Bestrebungen hinaus? Auf Faulenzerei, Diebstahl und gräuliche Unzucht. Das christliche Institut der Möncherei ist allerdings ein kommunistisches und hat sich — je dümmer, desto dauerhafter — seit 15 Jahrhunderten erhalten. Aber man wird uns doch diese gemeinschädliche Natur-, Vernunft- und Zeitwidrigkeit nicht für ein verwirklichtes Gesellschaftideal ausgeben wollen? Haben die Doktrinäre des Kommunismus, die Prediger der fourier'schen Phalanstère-Herrlichkeit, haben sie nie davon läuten gehört, daß die klösterliche Sklaverei die härteste von allen?

Daß und wie zur Reformationszeit, welche die Gemüther in ihren Tiefen aufwühlte, der kommunistische Gedanke in der Form der Wiedertäuferei hervortrat und eine Menge fanatischer Anhänger gewann, ist bekannt. Ebenso, daß die wiedertäuferische Kommunisterei unter Führung des Schneiderkönigs Jan Bockelsohn zu Münster zeitweilig (1534—35) staatliche Gestaltung gewann

und folgerichtig in die zwei Spitzen molochistischen Wahnwitzes auslief, in Wollust und Grausamkeit. Endlich ist auch bekannt, daß innerhalb des Kreises christlicher Sektirerei bis auf den heutigen Tag herab kommunistische Gelüste sich kundgegeben haben und daß, wiederum ganz folgerichtig, in dem heiligen Dämmer und Dunkel frommer Konventikel und muckerischer Tabernakel der kommunistische Unzuchtkitzel der Weibergemeinschaft frech sich regt. Weniger bekannt dagegen ist, daß auch im Schoße des Islam vor Zeiten eine kommunistische Bewegung stattgefunden hat, welche wohl verdient, etwas näher angesehen zu werden*).

---

*) Hauptquelle für das Folgende ist die „Historia Byzantina“ des Johannes Michael Dukas. (Ich gebrauchte und citire die Ausgabe von Bekker, Bonn 1834, in dem bekannten Corpus scriptorum histor. byzant.) Dukas war in seinen jüngeren Jahren Zeitgenosse der denkwürdigen Ereignisse auf dem Gebirge Stylarios: er hat noch um oder nach 1462 auf der Insel Lesbos gelebt. Was die Angabe von Thatsachen betrifft, verdient er Ver-

4.

Der Insel Chios gegenüber springt das kleinasiatische Festland in eine bizarr gestaltete Landzunge aus, welche sich südwärts und nordwärts gabelt. Der nördliche Zinken, wie ein kolossales Ei geformt, bildet mit seinem Ostrande die westliche Einfassung des Golfes von Smyrna und

---

trauen. Dagegen ist er der Geistverlassenheit, welche den byzantischen Historikern eigen, durchweg theilhaft. Von einer Darlegung der psychologischen und sozialen Motive der Begebenheiten ist bei ihm keine Rede. Seine Geschichtschreibung ist nur eine Aneinanderreihung trockener Notizen, eine Fläche ohne Perspective, ohne Licht- und Schattengebung. Hammer (Gesch. d. osman. Reiches, I, 375 fg.) und Zinkeisen (Gesch. d. osman. Reiches in Europa, I, 473 fg.) haben aus Neschri und Seadeddin einiges Wesentliche zur Ergänzung der Erzählung von Dukas beigebracht. Ein deutscher Dichter, Leopold Schefer, wurde durch den in Rede stehenden Stoff lebhaft angemuthet und schuf daraus seine schöne Novelle „Der Gekreuzigte oder nichts Altes unter der Sonne" (Ausgew. Werke IV, 1). Darin tritt der kommunistische Heiland vom Berge Stylarios als eine jener „indischen Blumenseelen" vor uns hin, von welchen es in Schefers Werken bekanntlich wimmelt.

treibt aus der Mitte seiner Masse den Karaburun empor, den schwarzen Berg, wie die Türken ihn nennen, oder den Sthlarios, wie die Griechen des 15. Jahrhunderts das felszackige, schluchtenreiche Waldgebirge ihrerseits nannten.

Diese Berglandschaft war der Schauplatz, auf welchem eine der denkwürdigsten Episoden der türkischen Geschichte sich abspielte, — eine Episode, die, kulturgeschichtlich angesehen, von weit größerer Bedeutung war als gar manche der berühmtesten Haupt- und Staatsaktionen in dem langen Gräuelspiel des Osmanenthums.

Aus den dunkeln Waldkuppen des Karaburun schlug um das Jahr 1418 — die Zeitrechnung ist in jener Periode der Türkengeschichte ziemlich unsicher und verworren — eine Flamme auf, welche für das Reich Osmans zu einem vernichtenden Brande zu werden drohte. Auf dem Sthlarios nämlich erhob sich ein Prophet, ein Heiland, welcher, Worte der Liebe auf den Lippen und das Schwert in der Rechten, den kühnen Versuch machte, die Bekenner des alten und des

neuen Testaments mit denen des Koran zu versöhnen und zu verbünden und Moslems, Juden und Christen unter dem Banner einer neuen Heilslehre zu sammeln, welche Glaubens- und Gütergemeinschaft verkündigte.

Die Zeit musste solchem Unternehmen günstig sein, denn sie war ja voll Trübsal. Timurs entsetzliche Tatarenflut war über Asien hingerollt und hatte in ihrem Gewoge auch den „Blitz" Bajesid ausgelöscht (in der Schlacht auf der Ebene Tschibükabad unweit Angora im Juli 1402). Viele Jahre hindurch hatten dann Bajesids Söhne auf asiatischem und europäischem Boden in mörderischen Bruderkriegen um den Besitz des Osmanenthrons gerungen, bis endlich Prinz Mohammed den letzten seiner Mitbewerber, seinen älteren Bruder Musa, auf der Ebene von Tschamurli besiegte und den gefangenen mittels einer Bogensehne erdrosseln ließ, worauf der Sieger als Sultan und Padischah Mohammed der Erste triumphirend in Adrianopel einzog (1413). Vierzig Jahre darnach hielt sein Enkel, Sultan

Mohammed der Zweite, nachdem der letzte Kaiser von Byzanz, Konstantin Dragoſos, auf der Breſche beim Romanosthor heldiſch gefallen, ſeinen Triumpheinzug in die erſtürmte Konſtantinopolis und ſah mit grimmigem Lächeln, wie das große Kruzifix vom Hauptaltar der Aja Sofia herabgeriſſen, mit einer Janitſcharenmütze bekrönt und unter dem Spottjubel: „Seht, das iſt der Gott der Chriſten!“ umhergetragen wurde. Dann ſprang er auf einen der Altäre, auf welchen ſeine im Siegesorgiasmus raſenden Krieger gefangene Edelfrauen und Nonnen geſchändet hatten, ſtimmte das Symbolum des Islam an: „Außer Allah kein Gott!“ und ſchöpfte der Stadt, die jetzt ſeine Hauptſtadt war, den Namen Iſtambol (29. Mai 1453).

Die Regierungszeit Mohammeds des Erſten war von den Nachwehen der mongoliſchen Invaſion wie der inneren Kämpfe, zu welchen Bajeſids Fall und Tod das Signal gegeben, ſchwer gedrückt und getrübt; die Stimmung nicht allein der unterjochten Slaven und Semiten in Aſien und

Europa, sondern auch die der herrschenden Kaste, der Türken, war vielfach eine verzweifelte. Materielle Noth und moralische Anarchie an allen Ecken und Enden. Die Autorität des Sultans eine keineswegs vollständig durchgeführte und gesicherte, weil insbesondere sein unglücklicher Bruder Musa einen starken Anhang hinter sich zurückgelassen hatte. In allen Adern des Reichskörpers pulsirte Unzufriedenheit, den ganzen Staatsorganismus durchzuckten rebellische Regungen. Wie in solchen Lagen allzeit und überall zu geschehen pflegt, so gab sich auch damals unter der Bevölkerung des Osmanenreiches das Gefühl kund: Schlechter kann es nicht mehr gehen, es muß also besser werden! Der uralte und ewigjunge Wiegensingsang, womit Menschen und Völker sich einlullen. Die grüne Hoffnungsfeder, welche die Leute aufblasen in die Luft und der sie dann mit kindischer Zuversicht nachlaufen, bis sie unversehens in ihre Gräber hinabtorkeln.

Je wuchtiger aber der Druck der Wirklichkeit, um so energischer der Gegendruck des Hoffnung-

wahns. Aus dem Extrem der Noth springt, so zu sagen, der Mensch mit gleichen Füßen in das Extrem der Illusion hinüber und so geschah es auch dazumal auf dem Karaburun. Man machte einen sozialen Salto mortale, man stellte die Gesellschaft, um sie zu reformiren, auf den Kopf.

Das Unterfangen war übrigens nicht so originell, wie es beim ersten Anblick aussah. Auch in der islamischen Welt trat von jeher der Orthodoxie die Ketzerei auf die Ferse. Namentlich von der Zeit an, wo der Islam nach seinem Vordringen nach Iran und Hindostan mit parsischen und brahmanischen Anschauungen sich verquickt hatte. Schon im 2. Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung erhoben in Khoraſſan zwei Ketzer die Aufruhrfahne gegen das religiöse und soziale Dogma, Rawendi und Mokannaa. Jener „verunreinigte" den Islam durch Einführung der brahmanischen Seelenwanderungslehre, dieser (der „verschleierte Prophet") predigte und praktizirte eine ganz willkürlich aus dem Parsismus gezogene zuchtlose Freigeisterei. Unlange

nachher kam die Sekte der Churremije, d. i. der „Fröhlichen“ auf, gestiftet von einem gewissen Babek, einem persischen Jan Bockelsohn, welcher lehrte, die Bestimmung des Menschen sei, fröhlich zu sein und zu genießen, was das Leben Genießbares böte; die Erde mit allem, was darauf, die Weiber natürlich inbegriffen, sei Gemeingut der „Fröhlichen“.

Der türkische Heiland vom Stylarios faßte aber die Sache viel ernster und tiefer an, auch mit etwas reineren Händen. Er hieß Böreklüdsche Mustafa oder wohl auch nur kurzweg Böre und war von Stand ein einfacher Bauer*). Eine auserwählte Natur sicherlich, eine bedeutende Persönlichkeit, ein Schwärmer, der an seine Schwärmerei aufrichtig glaubte bis zu seinem letzten

*) Dukas (c. 21, p. 62): „τις τῶν Τούρκων ἰδιώτης καὶ ἄγροικος“, — welches letzte Wort bekanntlich nicht nur „bäuerisch“ schlechtweg bedeutet, sondern auch den Nebensinn „roh“, „brutal“ in sich schließt. Der gute Byzantiner hat es offenbar nicht der Mühe werth gehalten, nach der Persönlichkeit Böre's näher sich zu erkundigen.

Athemzug, — welche Gläubigkeit und Ueberzeugungstreue bekanntlich einer Schwärmerei, die wirksam sein will, nie fehlen darf. Der Unsinn muß schlechterdings an sich selber glauben, so er an Anderen Glaubenswunder wirken soll.

Schade, daß unser zundertrockener Dukas vom Werden und Wachsen des Heilands gar nichts berichtet. Er lässt den fertigen plötzlich wie vom Himmel herabfallen. Fassen wir aber die damaligen Zustände und Stimmungen im Osmanenreiche und insbesondere in Kleinasien zusammen, so finden wir, daß neben dem Elend der Zeit ein Wirrsal von islamisch-persischer, jüdischer und christlicher Mystik den Anstoß zu einem jedenfalls denkwürdigen religiösen und sozialen Revolutionsversuch gegeben habe.

Börklüdsche verkündigte den Bewohnern des Karaburun dieses Evangelium: „Freiwillige Armuth! Was mein, ist dein; was dein, ist mein. Alles ist gemeinsames Gut, mit Ausnahme der Weiber; gemeinsam ist der Ertrag des Feldes, das Feld selbst, gemeinsam sind Kleider und

Geräthe. Du betrachteſt und brauchſt mein Haus als das deinige, ich bediene mich deines Hauſes als des meinigen, immer das Harem ausgenommen“ *).

Neben dieſem Kommunismus, welcher ſich vor dem lykurgiſchen, platoniſchen und ſaint-ſimoniſtiſchen durch Heilighaltung der Ehe ſehr vortheilhaft auszeichnete, hatte die frohe Botſchaft Böre's zu ihrem weſentlichen Inhalt auch noch eine kosmopolitiſche Toleranz, welche ſich namentlich den Chriſten gegenüber ſehr nachdruckſam ausſprach. Der Prophet prakelte: „Jeder Moſlem, welcher ſagt, die Chriſten ſeien keine rechten Gottesverehrer, der iſt ſelber ein Gottloſer“ — und dieſes Toleranzedikt hatte zur Folge, daß die Bekenner der frohen Botſchaft vom Karaburun ſich außerordentlich zuvorkommend gegen die Bekenner der

*) Dukas (l. c.): „*καὶ ἐδίδαξε τοῖς Τούρκοις ἀκτημοσύνην, καὶ πλὴν τῶν γυναικῶν τὰ λοιπὰ πάντα κοινὰ ἐδογμάτισεν, καὶ τροφὰς καὶ ἐνδύματα καὶ ζεύγη καὶ, ἀρούρας. ἐγὼ εἰς τὸν σὸν οἶκον ὡς ἐμόν, σὺ δὲ εἰς τὸν ἐμὸν ὡς σόν, πλὴν τοῦ θήλεος μέρους.*“

Kreuzreligion benahmen. Wo sie — wird uns gesagt — einem Christen begegneten, umhalf'ten sie ihn liebevoll und ehrten ihn wie einen Engel Gottes*). Der neue Heiland suchte dieses Verhältniß für seine Pläne nutzbar zu machen, indem er darauf ausging, zwischen den Moslems und den Christen Kleinasiens und des Archipels eine enge Verbindung zu stiften. Demzufolge ließ er insbesondere den Primaten und Prälaten der Insel Chios wiederholt entbieten, er sei fest überzeugt, das gemeinsame Heil beruhe auf einer festen Glaubensbruderschaft zwischen den Anhängern Mohammeds und Christi. Es lebte damals im Kloster Turlotas auf Chios ein aus Kreta gekommener Anachoret, von welchem ein starker Geruch der Heiligkeit ausging. Böre erkannte mit jener Schlauheit, welche Fanatikern selten abgeht, daß er diesen christlichen Heiligen zu seinem Werk-

*) Dukas (l. c.): „πάντες οἱ ὑπήκοοι τοῦ φρονήματος αὐτοῦ συναντῶντές τινα τῶν Χριστιανῶν ἐφιλοξένουν καὶ ὡς ἄγγελον τοῦ Διός ἐτίμον."

zeuge machen müsste. Zwei seiner Sendboten, Derwische, erschienen in Turlotas, wie christliche Bettelmönche ausstaffirt, d. h. barfüßig, geschorenen Kopfes, nur mit einem Thierfell bekleidet, und meldeten dem Einsiedler: „Also spricht unser Meister: — Ich lebe wie du ein Leben der Askese; ich verehre denselben Gott, welchen du verehrst, und ich werde nächtlicher Weile stillheimlich auf meinen Füßen meerüber zu dir kommen". Und siehe, der christliche Schwärmer glaubte dem islamischen, glaubte demselben so frommlich, daß er alles Ernstes aussagte, Börekludsche käme alltäglich zu ihm über das Meer herübergewandelt und sie sprächen und beteten dann mitsammen*). Das Ansehen des türkischen Heilands wuchs dadurch unter den Christen sehr bedeutend.

In Sachen des Glaubens wie der Politik ist

*) Unser Gewährsmann Dukas erklärt, er habe diese und andere derartige Schwarbeleien („καὶ ἄλλα τινὰ τέρατα") aus des heiligen Mannes eigenem Munde vernommen.

das Dümmste immer das Mächtigste: es wirkt auf den großen Haufen mit dämonischer Gewalt. Man muß, so man die Menge an- und aufregen will, nie an ihre Vernunft appelliren, denn das hieße bekanntlich auf ein Nichtseiendes sich berufen, sondern man muß auf ihre Phantasie abstellen und dieser darf man das Ungeheuerlichste, Absurdeste und Groteskeste zumuthen. Nur zugelogen! Recht dumm und plump und schamlos zugelogen! Wollt ihr den süßen und den sauren, den vornehmen und den geringen Pöbel für euch haben, so lügt wie der Gallier im Allgemeinen und lügt im Besonderen wie Napoleon-Verhuell, Ollivier, Gramont, Thiers, Gambetta, Favre, Mermillod, Chaudordy u. s. w. bis X, Y, Z.

Auch mit den Juden suchte Börne Beziehungen zu knüpfen und hierbei gebrauchte er als Anschicksmann den Rabbi Torlak Hubbin Kemal, welcher, so zu sagen, den Koran mit der Thora Hochzeit machen ließ, auf die Anschauungen des Heilands vom Karaburun mit Eifer einging und dem neuen Evangelium insbesondere unter den

Derwischen Kleinasiens zahlreiche Anhänger warb. Ein nicht sehr schwieriges Geschäft, diese Werbung für das kommunistische Heil unter Leuten, welche die heilige Faulenzerei als ihren Beruf betrachteten. Torlak brachte etliche tausende dieser Lumpe zusammen, welche es sehr leicht und eilig hatten, zu sagen: „Was dein, ist mein!“ maßen der Zusatz: „Was mein, ist dein“ ein wahrer Spaß und Spott im Munde von Kerlen war, die rein nichts besaßen als ihren Bettelsack und einen vortrefflichen Appetit.

Ueberhaupt lockte die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft eine sehr gemischte Gesellschaft in die Thäler des Stylarios. Zweifelsohne waren darunter hunderte, sogar tausende schlichtgläubiger Seelen, welche das neue Evangelium gedankenlos hinnahmen, der Möglichkeit einer dauernden Verwirklichung desselben nicht nachfragten und in den Tag hineinlebten mit der Ueberzeugung, der „Dede Sultan“ (Vater Sultan), wie sie ihren Heiland nannten, werde schon alles wohl und recht machen. Daneben gab es aber

sicherlich auch hunderte, tausende von Tagedieben, Taugenichtsen und verzweifelten Gesellen, welchen es außerordentlich bequem und behaglich vorkam, daß sich Narren genug fänden, welche für sie arbeiteten. Leider sind wir über die Einzelnheiten der Lebensführung von Böre's Sekte nicht unterrichtet. Wir wissen nicht einmal genau, wie lange die kommunistische Herrlichkeit in den Thälern und an den Waldgehängen des schwarzen Berges gewährt hat. Das aber wissen wir, daß der Dede Sultan gewillt war, nicht allein mittels des Wortes, sondern auch mittels des Schwertes das neue Heil zu predigen und daß er, solche Schwertpredigt ins Werk zu setzen, nach und nach eine stattliche Streitmacht von Fußvolk und Reiterei zusammenbrachte. Die Zahlenangaben schwanken zwischen 3000 und 10,000 Mann; fest steht aber, daß die Zahl der bewaffneten Scharen Böre's jedenfalls in die Tausende ging.

5.

Der Heiland vom Karaburun war aber doch nur ein Strohmann, eine Marionette, wie das noch gar mancher Heiland geweſen ſein mag, ohne daß man es weiß. Schade um dieſes Nichtwiſſen! Denn die Geſchichte der Religion könnte nur gewinnen, ſo ſie aus dem „heiligen“ Dunkel der Myſtik und Phantaſtik vollſtändig und allſeitig in die „freche“ Tageshelle der menſchlichen Intereſſen und Leidenſchaften herübergerückt würde.

Aber wäre dieſer wiſſenſchaftliche Gewinnſt auch ein wirklicher, d. h. ein menſchlicher? Sind die Wahrheitſucher, deren Augen ſo beſchaffen, daß ſie das Brett, welches religiöſer und politiſcher Afterglaube den Nichtdenkenden und Nichtwiſſenden vor die Stirnen bindet, durchdringen können, ſind ſie glücklicher als die kenntnißloſe Menge? Glücklicher als die Phantaſten und Illuſionäre? Glücklicher als die orthodoxen Bekenner der heiligen Dreifaltigkeit Kirche, Krone und Kanone? Mit nichten! Und was iſt am Ende aller Enden Wahrheit? Nichts mehr und nichts weniger als

das, worüber man zeitweilig übereingekommen ist, übereinkommt und übereinkommen wird, es dafür zu halten. Ein Jahrtausend lang galt der gesammten Christenheit und gilt noch heute etlichen hundert Millionen „vernunftbegabter" Wesen für eine hochheilige „Wahrheit" das vom Sankt Ambrosius psallirte Dogma:

„Fit porta Christi pervia
Referta plena gratia,
Transitque rex et permanet
Clausa, ut fuit, per saecula;
Genus superni numinis
Processit aula virginis,
Sponsus, redemptor, conditor
Suae gigas ecclesiae" ....

und es unterfteht gar keinem Zweifel, daß Leute, welche diese und andere dergleichen „Wahrheiten" gläubig hinnehmen und demnach von ihrem Denkapparat, falls sie einen solchen überhaupt besitzen, nie und nimmer, nicht für 10, nicht für 5 Minuten lang Gebrauch machen, entschieden ruhiger und zufriedner, folglich glücklicher sind als solche, welche, vom Dämon des Zweifelns, des Suchens

und Forschens besessen, rast- und ruhelos der Wahrheit nachjagen, — der Wahrheit, die, wie gesagt, auch nur eine „fable convenue“, eine vereinbarte Narrethei ist, Spielzeug für grauhaarige Kinder in frostigen Dachstuben. Die redlichen Wahrheitsucher, solche wie Lessing, wussten und wissen das wohl. Darum hatten und haben sie nur am Suchen ihre Freude, nicht am Finden. Sie bildeten und bilden sich auch gar nicht ein, einen wirklichen Fund gemacht, die absolute Wahrheit erjagt zu haben. Redliche Wahrheitsucher wissen und bekennen, daß sie auf Fragen, welche allen Denkenden die höchstfragwürdigen sein müssen, keine Antwort zu geben vermögen. Woher, warum, wozu, wohin der Mensch? Alle Antworten, welche die Religionen oder die Philosopheme, die exakten oder die humanistischen Wissenschaften auf diese furchtbaren Hiob-Prometheus-Faust-Manfredfragen herzustottern pflegen, sind purer pueriler Firlefanz, und wenn Kanzelgaukler und Katheder-seiltänzer den aus ihren aufgeblasenen Orakelbacken entlassenen Wort-

wind für eine Lösung des unseligen Welt- und Menschenräthsels ausgeben, so kennzeichnen sie sich selber als die, als welche sie schon der alte Gottfried von Straßburg gekennzeichnet hat, als Hanswurste,

„Die gern in Märchen wildern
Und wilde Märchen bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln
Und Gold aus schlechten Sachen
Den Kindern können machen."

Den leitenden Draht, woran der Messias vom Stylarios tanzte, hielt die rechte Hand des Mahmud Bedreddin und hielt ihn so geschickt, daß nicht allein die gläubige Menge nichts davon merkte, sondern auch der geleitete Böre selber sich einbilden konnte, ein solcher Leitdraht sei gar nicht vorhanden. Bedreddin war ein gelehrter Mann und ein gerieben praktischer Politiker, dem man nicht zu sagen brauchte: „Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände!" Er wusste auch, daß der wirk-

samste Hebel, die Massen in Bewegung zu bringen, Schwindel heißt, und er zögerte keinen Augenblick, diesen Hebel zur Förderung seiner Absichten in Thätigkeit zu setzen, d. h. seinen Einfluß auf Böreklüdsche zu benützen, um diesen die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft predigen zu machen. Die Verkündigung dieses Evangeliums und die dadurch bezweckte Ansammlung streitbarer Scharen in Kleinasien gehörte nämlich mit in den Aufstandsplan, welchen Bedreddin gegen den Padischah Mohammed den Ersten ins Werk setzen wollte.

Der Mann war hochstrebend, vom Ehrgeiz verzehrt und wohl auch von einer besseren Leidenschaft gestachelt. Von der Leidenschaft nämlich, den bei Tschamurli so kläglich vernichteten Musa an dessen siegreichem Bruder und Mörder zu rächen. Er hatte sein Glück an das des genannten unglücklichen Prinzen geheftet und war, mit der hochangesehenen, ja fast für heilig geachteten Würde des obersten Heeresrichters bekleidet, der vertrauteste Rathgeber und Minister Musa's

gewesen. Der Untergang desselben hatte ihn als Gefangenen in die Hände Mohammeds gegeben. Aber so überaus groß war das Ansehen und die Verehrung, welche Bedreddin als Rechtsgelehrter im ganzen Umfange der osmanischen Welt genoß, daß der Sultan gerathen fand, das Leben des Gefangenen zu schonen. Sogar die Freiheit gab er ihm wieder, nahm ihn zu Gnaden an und setzte ihn mit reichlichem Gehalt als Richter nach Nikäa.

Kaum hier angelangt, begann Bedreddin seinen Plan, den Thron des Padischah umzustürzen, auszuhecken, allseitig zu entwickeln und der Verwirklichung entgegenzuführen. Was er in letzter Linie wollte, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, weil die Quellen hierüber unklar sind oder ganz schweigen. Möglich, daß er sich mit dem Gedanken schmeichelte, er, der beste Ausleger des Koran, würde keinen schlechten Sultan vorstellen. Gewiß ist, daß er alle die zahlreichen Fäden seiner Verbindungen in Asien und Europa anzog, um eine Schilderhebung gegen das Sultanat Mo-

hammeds des Ersten zu ermöglichen, vorzubereiten und zum Ausbruche zu treiben. Sein Hauptwerkzeug auf der asiatischen Seite des Bosporus wurde Böre, mit welchem er schon von früherher genau bekannt und eng befreundet war. Es konnte für den schlauen Gelehrten kein schweres Geschäft sein, den bildungslosen, aber ehrlichen und energischen Schwärmer vom Karaburun zu seiner Rolle anzuleiten.

Daß und wie Böre's Schwärmerei Erfolg und zwar, wie schon angegeben worden, bedeutenden Erfolg hatte, war ganz natürlich und in der Ordnung. Hätte der kommunistische Heiland noch Verrückteres geprebigt, als er wirklich predigte, er würde zweifelsohne noch größeren Zulauf gehabt haben. Man muß in der That dem sozialistischen Evangelium vom Stylarios eine gewisse Nüchternheit und Mäßigung nachrühmen. Der gute Böre verstieg sich nicht bis zu der Höhe des Unsinns, von welcher herab vier Jahrhunderte später Saint-Simon die „Rehabilitation" des Fleisches verkündigte, ein Dogma, das sodann die Saint-

Simonisten also kommentirten: „Jeder ist für jede und jede für jeden da. Mann und Weib laufen zusammen und voneinander, wie es ihnen gerade gefällt.“ Von solchem saint-simonistischen „mariage libre“ — (passender wäre die Bezeichnung „prostitution universelle“ gewesen) — hatte der arme Dede Sultan keine Ahnung. Er phantasirte auch nicht, wie vierhundert Jahre nach ihm ein anderer Hauptmessias des modernen Sozialismus phantasirte, Fourier, welcher zur Geschichte der menschlichen Narrheit einen der kostbarsten Beiträge lieferte, indem er bekanntlich behauptete, wann einmal die von ihm theoretisirte sozialistische Harmonie und Herrlichkeit aufgethan und hergestellt sei, würden die wunderbaren Wirkungen davon nicht allein auf die menschliche Gesellschaft, sondern auch auf das Pflanzen- und Thierreich, auf den ganzen Erdball, auf die gesammte Natur, auf das Weltall sich erstrecken. Was würde man nicht alles sehen, erleben und genießen, wann erst unser armer Planet, mit fourieristischen Phanlanstères bedeckt, ja in ein

kolossales Phanlanstère umgewandelt, die unselige Kruste, womit eine falsche Philosophie ihn bedeckte, gesprengt hätte. Denn dannzumal würde sich die Lage der Erdachse so glücklich verändern, daß alle Theile der Erde gleich angenehm zu bewohnen wären, Kamtschatka ein sizilisches Klima hätte und die Lappinnen so gut Orangen von den Bäumen pflücken könnten wie die Andalusierinnen. An die Stelle unseres erbärmlichen Dinges von Mond würden nicht weniger als sechs prachtvolle Monde treten und ein unvergänglich herrliches Nordlicht würde in Gestalt einer riesigen Krone vom Pole herleuchten. Die mit frischer Schöpferkraft ausgestattete Erde würde eine Reihe neuer und wohlthätiger Zeugungen bewerkstelligen: Löwen und Tiger oder vielmehr Antilöwen und Antitiger, welche sich eine Ehre daraus machen würden, den Menschen als windschnelle Reitpferde zu dienen; ebenso Antiwalfische und Antihaifische, welche sich aus freien Stücken beeiferten, den Menschen ihre Schiffe über den Ozean zu ziehen, der seinerseits nicht mehr aus gemeinem Salzwasser, sondern

aus vortrefflicher Limonade bestehen würde. In demselben Verhältnisse würden sich natürlich auch die Menschen vervollkommnen. Ihr Wuchs würde eine Durchschnittshöhe von 80 Fuß, ihr Dasein eine Durchschnittsdauer von 144 Jahren erreichen. Flügel zwar würden ihnen nicht wachsen, wohl aber eine Art von Schwanz, welcher ihnen sowohl zur Waffe wie zum Fortbewegungsmittel dienen könnte .... Wie schade, daß Fourier noch nicht lebte und orakelte, als Erasmus von Rotterdam sein „Encomium moriae“ oder als Swift seinen „Gulliver“ schrieb. Die Komik von Fouriers sozialistischem Millenarium wirkt um so drastischer, wenn man bedenkt, daß diese saftigen Narretheien ein Mensch ausgehen ließ, welcher sonst der trockenste Buchhalter gewesen, der je buchgehalten hat, — ein so absolut und mathematisch trockener Gesell, daß er, falls er überhaupt jemals schwitzte, jedenfalls Zündhölzchen geschwitzt haben muß.

6.

Mohammed der Erste war nun aber nicht der Mann, sich nur so mir nichts dir nichts entthronen zu lassen, weder von einem Mahmyd Bedreddin, noch von einem Rabbi Torlak, noch auch sogar von einem Dede Sultan. Er weilte gerade in der Gegend von Thessalonich, als ihm die Kunde von Bedreddins ehrgeizigen Ränken und Böre's weltverbesserlichen Schwänken zuging. Der Sohn Bajesids war scharfblickend genug, zu sehen, daß aus der vom schwarzen Berge auflodernden Flamme eine große und gefährliche Feuersbrunst werden könnte; aber er wähnte, die Flamme würde sich leichter niederschlagen und austreten lassen, als es in Wahrheit der Fall war. Vermuthlich hat er seine Brandlöschmaßregeln überstürzt, weil er in Erfahrung gebracht, daß Börekludsche vorhätte, an der Spitze seiner Scharen aus dem Karaburun hervorzubrechen, das Feuer seiner Schwärmerei in die Landschaften Soghla und Aidin zu tragen und seinem Apostel

Torlak, welcher in der Umgebung von Magnesia eine starke Rotte bewaffneter Derwische gesammelt hatte, die Hand zu reichen. Der Sultan wollte solchem Unterfangen möglichst rasch die Spitze abbrechen und ließ deßhalb an den Statthalter der Provinz Aidin den Befehl ergehen, mit rasch gesammelter Heeresmacht in das schwarze Gebirge einzurücken, um den Aufruhr in seiner Wiege zu erdrücken.

Statthalter von Aidin war zur Zeit der Renegat Sufman, ein serbischer Prinz und zwar, wie es scheint, ein sehr gewöhnlicher Prinz. Wenigstens faßte er die Ausführung des an ihn ergangenen sultanischen Befehls möglichst unvorsichtig an. Er raffte zusammen, was ihm gerade von Wehrleuten zur Hand, drang damit sorglos in die unausgekundschafteten Engpässe des Stylarios ein, wurde in einer unwegsamen Waldschlucht von dem Dede Sultan, welcher gar kein verächtlicher Kriegsmann gewesen sein muß, umstellt, überfallen und mit seinem ganzen Harste bis auf den letzten Mann, die eigene statthalterliche Person inbegriffen, niedergehauen.

Wie leicht begreiflich, schwoll ob diesem glänzenden kriegerischen Erstlingserfolge den Stylariern der Kamm gewaltig. Sie würden auch, so sie jetzt sofort als ein tosender Bergstrom mit aller Macht in die Ebene hervorgebrochen wären, Aussicht gehabt haben, einen großen Theil der Bevölkerung von Kleinasien mit sich fortzureißen. Allein dieser Hervorbruch unterblieb und der Heiland von Karaburun vertrödelte die günstige Zeit, sein Unternehmen einer sozialen Revolution in großem Stile zu betreiben, mit allerhand Lappalien. Statt zu handeln predigte er und das Resultat seines Predigens war zunächst, daß die Kommunisten vom Stylarios den Beschluß fassten, der Stifter des Islam sei nur ein kleiner Prophet, verglichen mit ihrem großen, größeren, größten, dem Dede Sultan Böre. Item, als richtige Bekenner der alleinwahren und alleinseligmachenden Heilslehre wollten sie fürder nicht mehr in Häuserwänden, sondern nur noch unter freiem Himmel leben, stets barhäuptig gehen und nur ein einziges

Kleidungsstück anthun*). Mit solchen Alfanzereien stürzt man keinen Sultansthron um, macht man keine weitreichende Revolution, gründet man keinen Staat; abgesehen sogar davon, daß dem Kommunismus die staatenbildende Potenz überhaupt abgeht. Er freilich leugnet das, weil er Staat oder Gesellschaft mit Tyrannis verwechselt. Eine solche kann er nicht nur, sondern muß er begründen: das ist seine Natur. Daher schrieen und schreien alle Kommunisten nach der Diktatur und zwar nach der schlimmsten aller Diktaturen, nach der Tyrannis des rohen Haufens, wobei allerdings auf seiten der Führer der geheime Vorbehalt nicht ausgeschlossen ist, nach den eigenen höchstpersönlichen Gelüsten den Haufen zu gängeln und zu nasführen. Man weiß ja, daß die kommunistischen Feist Löb, gerade wie die verflossenen restaurativen Judas-Gentze, vor allem darauf aus sind, „rasend gut zu leben". Heine hat einmal

*) Darum nennt Dukas die Stylarier gelegentlich auch die Einröckler oder Einhemdler (μονοχίτωνες).

von den Bonzen im Allgemeinen gesagt: „Sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser". Von den Bonzen der Kommunisterei unserer Tage könnte man sagen: Sie predigen öffentlich das Evangelium der Arbeit, praktiziren aber heimlich den Grundsatz, faulenzen sei besser als arbeiten und letzteres auch gar nicht nöthig für Leute, welche pfiffig genug, mittels Herleierung der Freiheit-, Gleichheit- und Bruderschaftphrasen arme dumme Teufel für sich arbeiten zu machen ....

Derweil lächelte dem Dede Sultan und seinen Einröcklern trotz ihrer mangelhaften Strategie noch einmal das Glück und brachte ihnen ihre gegen Susman befolgte Taktik einen zweiten kriegerischen Erfolg. Der Padischah traf zum zweiten mal eine schlechte Generalswahl, indem er den Alibeg, des serbischen Renegaten Nachfolger in der Statthalterschaft von Aidin, mit der Exekution gegen die Rebellen vom Karaburun beauftragte. Alibeg manövrirte gerade so dumm wie Susman oder wie der Herzog Leopold i. J. 1315 beim

Morgarten. Er ließ sich, in den Stylarios eingedrungen, mit seinen gesammten Truppen in einen Hinterhalt locken und erlag einem plötzlichen, wohlgeführten und massenhaften Angriff der barhäuptigen Fanatiker. Mit Noth rettete er auf drangvoller Flucht sein Leben.

Jetzt endlich erkannte Sultan Mohammed den ganzen Ernst der Sachlage und ging mit größerer Umsicht an die Bewältigung der Gefahr. Es sollte, wo nöthig, die ganze osmanische Streitmacht in Asien und Europa gegen den Dede Sultan und seinen Anhang aufgeboten werden. Den nominellen Oberbefehl gab der Padischah an seinen zwölfjährigen Sohn Murad, den thatsächlichen an Bajesid-Pascha, Beglerbeg von Rumili (d. i. Europa). Die sultanische Instruktion lautete: Spurlose Vertilgung der Rebellion.

Bajesid-Pascha verwirklichte diesen Befehl in echttürkischer Manier, schonungslos, unerbittlich. Mit gewaltiger Heeresmasse zog er gegen die Halbinsel des Stylarios heran, sperrte dieselbe vollständig vom Festland ab, drang dann in das

Waldgebirge hinein, Schritt für Schritt den Boden gewinnend und behauptend, alles Lebendige, Männer und Greise, Weiber und Kinder, sogar das Vieh, auf seinem Marsche niedertretend und vernichtend, so daß bald ein schwerer Blutdampf über den Kuppen des Karaburun hing. Der Dede Sultan leistete mannhaften Widerstand, allein was vermochten seine Tausende gegen die Hunderttausende des Gegners? Nichts als scharenweise zu fallen.

Also neigte sich der Stern des kommunistischen Messias rasch zum Untergange. Mit den letzten Resten seiner Streitmacht musste Böre kämpfend dorthin zurückweichen, wo am nordwestlichen Ende der Halbinsel der Stylarios in Vorgebirgsform zum Meer abfällt. Hier, wo ihnen der weitere Rückzug abgeschnitten war, stellten sich die Barhäuptigen zum letzten Verzweiflungskampf. Obzwar halb verhungert, hielten sie der Uebermacht stand mit jener ausdauernden Raserei, wie nur der Fanatismus sie verleiht. Sie ließen sich schlachten und schlachteten selber, bis ihnen die

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

Schwerter aus den vor Ueberanstrengung versteiften Händen fielen. Dann erst ergaben sich Böre und der karge Rest seiner noch athmenden Getreuen dem Sieger.

Die Gefangenen wurden nach Ephesus geschleppt, wo Murad und Bajesid-Pascha dazu verschritten, den Ketzer- und Rebellenhäuptling mittels Aufbietung aller türkischen Folterkünste zum Bekenntniß des Islam zurückmartern zu lassen. Allein die Büttel erschöpften umsonst ihren Folterwitz an dem armen Körper des Unglücklichen. Man weiß ja, welche dämonische Kraft und Stärke wie zum thun so auch zum leiden der religiöse Wahnwitz verleiht. Hat man doch erlebt, daß sich zu allen Zeiten Menschen eifrigst zum Martyrium drängten, daß sie sich um der barockſten Einfälle willen und für die märchenhaftesten Tollheiten henken, spießen, verbrennen, köpfen und an's Kreuz schlagen ließen. Auch Börklüdsche wurde, nachdem seine Henker sich vergeblich abgemüht hatten, einen Widerruf aus ihm herauszufoltern, schließlich gekreuzigt. „Sie nagelten ihn — meldet Dukas — mit in

Kreuzesform ausgestreckten Händen und Beinen auf ein Brett, luden dieses auf ein Kameel und führten ihn so durch die Stadt." Während dieses Umzugs wurden seine Mitgefangenen, so sie ihre Ketzerei nicht abschwören wollten, vor den brechenden Augen des sterbenden Messias zusammengehauen. Sie ließen sich zusammenhauen, ihre Blicke auf den Gekreuzigten geheftet und sprechend: „Dede Sultan, lass' uns zukommen dein Reich!"

So starb der Heiland, so die Jünger. Rabbi Torlak wurde dann mit seinen Derwischen durch Bajesid-Pascha bei Magnesia rasch und leicht überwältigt. Doch begnügte sich hier der Sieger, den gefangenen Rabbi und dessen vertrautesten Anhänger stranguliren zu lassen. Die wenigen Einröckler, welche den Untergang der Sekte überlebten, waren übrigens des Glaubens, Böre sei nicht gestorben und könne überhaupt nicht sterben; er habe sich in wunderbarer Weise nach Samos gerettet und lebe dort im Verborgenen ein Leben der Beschaulichkeit. Auch der christliche Anachoret im Kloster Turlotas auf Chios glaubte das, wie

er unserem Gewährsmanne Dukas mitzutheilen geruhte. Man sieht, Lügnerin Legende ließ wie anderen Heilanden so auch dem vom Karaburun ihre Mühewaltung zugute kommen. Es ist im Grunde immer derselbe kleine Kreis von Vorstellungen, in welchem sich die religiöse Phantasterei allzeit und überall herumtreibt ....

Wo aber war, während in Kleinasien das kommunistische Heil vertilgt, bis zur Spurlosigkeit vertilgt wurde, der Einfädeler, Anzetteler und Drähtelenker des ganzen Schwindels geblieben? Weit vom Schuß, so zu sagen. Wenigstens auf der asiatischen Seite des Bosporus hatte Mahmud Bedreddin sich wohl gehütet, an der Entscheidung durch die Waffen theilzunehmen. Als es mit den Sthlariern schon scharf bergab ging, wußte sich der Schlaue nach Europa hinüberzuschlängeln, wo er bei den ihm von früherher befreundeten Hospodar der Walachei Aufnahme und Unterstützung fand. So konnte er versuchen, den drüben in Asien schon niedergestampften und im Blut erstickten Aufruhr hüben in Europa neu zu beleben. Und er ver-

suchte das. Eine Weile mit Glück, maßen er noch von der Zeit seiner Heeresrichterei her in der Gegend von Silistria und in den Thälern des Balkan großen Einfluß besaß. So gelang es ihm, dortherum eine Streitmacht ins Feld zu bringen. Aber der gelehrte Ränkekünstler war kein General und Sultan Mohammed ließ ihm auch keine Zeit, allenfalls einer zu werden. Der Padischah selber führte ein Heer von Thessalonich aus gen Seres, um die Insurgenten anzugreifen, und gab zugleich dem aus Asien zurückgekehrten Bajesid-Pascha den Befehl, von Adrianopel her gegen den Balkan vorzugehen. Die Entscheidung — ungewiß, ob noch im Jahre 1418 oder erst 1420 — vollzog sich ohne große Schlächterei; denn Bedreddins Freischärler liefen nach Freischärlermode auseinander, als von zwei Seiten her die sultanischen Truppen gegen sie heranrückten und unter ihnen zugleich kund wurde, daß und wie der Dede Sultan zu Grunde gegangen. Bedreddin rettete sich in die Wildnisse des Balkan, ward wie ein Jagdthier in denselben umhergehetzt und zuletzt von

seinen eigenen Leuten, soviele deren noch bei ihm ausgehalten hatten, verrathen, in Fesseln geschlagen und dem Padischah überliefert. Dieser ließ den Gefangenen zu Seres mit großer Feierlichkeit verurtheilen und der große Gelehrte und größere Intrikant ist dann „mit Umständen" gehenkt, d. h. mit allen den ceremoniellen Rücksichten, welche seinem hohen Rang und Rufe gebührten, an den Galgen befördert worden.

So endigte der denkwürdige Versuch, den kommunistischen Menschenbruderschaftthumbug im türkischen Reiche aufzuthun. Er wird an seiner Grundverlogenheit, d. h. an seiner Unnatur und Widernatur schließlich immer und allerorten scheitern. Allein er wird, ein zwar unfreiwilliger, jedoch sehr wirksamer Bundesgenosse oder Förderer pfäffischer Bevormundung und soldatischer Despotie, immer wieder versucht werden.

Dafür sorgt ja der Dämon der Lumpagogie, welcher alle angebrannten, abgebrannten, ausgebrannten, durchgebrannten, hirnverbrannten Existenzen, das ganze wanzenhaft wuchernde Katili-

nariat um seine Fahne sammelt, um den großen Feldzug gegen die Familie, das Eigenthum und die Gesittung zu führen. Das gemeinsame Merkmal dieser katilinarischen Apostelschaft ist die niederträchtige Volksschmeichelei, welche allzeit von Volksrechten und niemals von Volkspflichten redet, nicht an die besseren Instinkte der Massen sich wendet, sondern an die schlechtesten, nicht das Ehr- und Rechtsgefühl derselben zu wecken sucht, sondern nur die gemeinen und thörichten Gelüste zu stacheln weiß. So streuen diese verblendeten, meist an der Klippe der Halbbildung gescheiterten Menschen eine Unheilssaat, für deren Gedeihen nur allzu viel Boden und Dünger vorhanden. Boden und Dünger liefern ihr der bornirte Brozenhochmuth, welcher die Errungenschaften des Börsenschwindels in pralendem Prunk zur Schau stellt, sowie die zappelnde Philisterangst, welche statt dem „rothen Gespenst" muthig ins Gesicht zu sehen und dasselbe kräftig in sein Nichts zurückzustoßen, sich vielmehr von demselben zu den Füßen des Militarismus zurückschrecken läßt; weiterhin

der grobmaterialistische Ungeist der Vergnügungssucht und Genußwuth, von welchem die ganze Gegenwart durchgiftet ist, und endlich die Ungeheuerlichkeit einer Finanzwirthschaft, welche es, beispielsweise zu reden, den Prinzen einer jüdischen Dynastie möglich macht, in ihren Kassen den Schweiß ganzer Nationen anzuwuchern, nicht mehr nach Millionen, sondern nur noch nach Milliarden zu zählen.

Lasst nur alle diese Motive noch eine Weile ungestört fortarbeiten und gebt acht, ihr füttert damit den Kommunismus so groß, daß ihr eines wüsten Tages vollauf Ursache haben werdet, verzweiflungsvoll aufzuschreien: „Unsinn, du siegst!“

Ein chriſtlicher Prieſter.

O caritatis victima, o dira vis amoris!
Crudelitatis hostia, spectaculum doloris!
Altkirchliches Lied.

Lauda matris ecclesiae dulcissimam clementiam,
Quae septem purgat vitia per septiformem gratiam.
Der heilige Odo von Kluny.

1.

Das Jahr 1870 darf und muß wenn nicht als ein Hauptakt, ſo doch jedenfalls als eine der „großen“ Scenen in der Tragikomödie Weltgeſchichte bezeichnet werden.

Erſtens deſſhalb, weil in dieſem Jahre der „hochmüthige, falſche und lüderliche Franzoſengeiſt“, wie ſchon anno 1689 ein deutſcher Patriot das Ding genannt hat, von der Stelzenhöhe ſeines Größenwahns herabgeworfen wurde; und zweitens darum, weil der Krieg von 1870 die verlogene Phraſe von der Völkerſolidarität und was drum-

und dranhängt aus dem Gehirne denkender und aufrichtiger Menschen unsanft, aber gründlich weggesäubert hat.

Man wird jetzt, wenigstens unter anständigen Leuten, die dummen warmbrüderlichen und süßschwesterlichen Redensarten und utopistischen Schwarbeleien nicht mehr hören müssen. An die Stelle der erdichteten geschichtlichen Lebensmächte treten offen die wirklichen: Hunger und Haß, das Interesse in der nacktesten Bedeutung des Wortes, und ein „gesunder" Nationalegoismus geht frank und frei einher.

Auch die Deutschen hätten schon lange Ursache gehabt, diesen gesunden und naturgemäßen Nationalegoismus sich anzulernen. Allein erst die bitteren Erfahrungen, welche sie in den Jahren 1870—71 machen mussten, hat ihnen die Nothwendigkeit so recht einleuchtend und fühlbar gemacht. Weil sie den frechsten aller französischen Angriffe, einen richtigen Banditenanfall, glorreich zurückschlugen, weil die deutschen Schwerter den gallischen Bramarbasen das eroberungsgierige „Au

Rhin! à Berlin!“ in die Schreihälse zurückstießen, weil die Deutschen so frei waren, ihr gestohlenes Eigenthum den französischen Dieben wieder abzunehmen, ging ringsher ein wüthendes Gekläffe gegen sie los und kläfften, wie gewöhnlich, die kleineren und kleinsten und schäbigsten Köter am unverschämtesten, am giftigsten. Es verdient auch als ein kulturgeschichtliches Charakteristikum angemerkt zu werden, daß neben den völkersolidarischen Träumerichen überall die unwissende Menge und ihre Schmeichler für die Franzosen, die wissenden und urtheilsfähigen Menschen dagegen für Deutschland waren. Will man diese Thatsache in die kürzeste Formel bringen, so kann man sagen: dort stand Garibaldi, hier Mazzini; dort der londoner Mob, hier Carlyle.

Das Phantasma von dem Menschenbruderthum und der Völkervetterschaft wären wir also glücklich los und gereicht uns nur zur Ehre, daß wir ehrlich genug sind, offen auszusprechen, der wahre und wirkliche „Urstand der Natur“, wo

Mensch dem Menschen und Volk dem Volke gegenüberstehe, sei endlich auch theoretisch wieder anerkannt, wie er ja faktisch allzeit zu Recht bestanden hat. Alter Spinoza, redlichster und muthigster aller Denker, du hast schon vor zweihundert Jahren in ihrer ganzen strengen Nacktheit die große Wahrheit hingestellt, daß jeder Mensch und folglich auch jedes Volk gerade nur soviel Recht hat, als er oder es Macht besitzt*). Dieser Satz gibt eine granitene Basis ab für eine richtige, für die alleinrichtige Politik. Auf diese Basis stelle Deutschland seine Zukunft und lasse die Köter kläffen, die kleinen und die großen.

Der Errungenschaften des Jahres 1870 sind aber noch mehr, darunter höchst bedeutende. Wenn beim Beginne des Krieges die Phrase noch eine erkleckliche Rolle spielte, wenn in Manifesten und Proklamen von „deutscher Freiheit", von „Volksrechten" und andern dergleichen „ab-

*) Tract. polit. I, 2, 8: „Unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet."

strusen" Dingen häufiger als billig die Rede war, so haben sich im Verlaufe des großen Kampfes solche Redensarten mehr und mehr verloren und sind zuletzt ganz und gar verstummt. Die Rückkehr zur Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hat sich auch hier in schönster Weise vollzogen. Die neue deutsche Reichsverfassung ist in „korrektester" Weise von Ministern gemacht, von den Fürsten festgestellt und sodann der Nation, ohne daß diese mit dem lästigen Geschäfte irgendwie behelligt und bemüht wurde, allergnädigst geschenkt worden. Uns wurde dadurch erspart, ein „Lebermeer" von Geschwätz durchwaden zu müssen.

Freilich könnten Leute, welche den Aussagen unserer jetzigen politischen Vorgeiger und Vortänzer zufolge noch immer im „alten romantischen Land", im Nebelheim der Ideale „herumtaumeln", sich versucht fühlen, in den Bart zu brummen, Sir John Falstaff mit seiner realpolitischen Behauptung, das Volk komme nur als „food for powder" in Betracht, sei doch wohl auch kein unfehlbarer Prophet; und ferner, alle die Trüb-

sal, welche die Völker dermalen durchzuleiden haben, sei nur die gerechte Buße für die abgrundtiefe Dummheit und feige Niedertracht, womit sie Anno 1848 die beispiellos günstige Gelegenheit, ihre Geschicke selbstbestimmend in die eigenen Hände zu nehmen, verpasst hätten.

Aber Männer, welche über alle Illusionen hinwegsind und, nachdem sie das Narrenspiel des Menschendaseins in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt haben, den bitteren Ekel, dasselbe mitansehen zu müssen, mittels Beimischung von Ironie einigermaßen zu versüßen trachten, werden sich kaum enthalten können, zu sagen: Welcher Verständige und Wissende wird solchem Gebrumme irgendwelchen Werth beilegen? Lasst die Illusionäre um ihre fixe Idee von der Mündigkeit der Massen sich drehen, wie drehende Derwische um die eigene Nasenspitze sich schwingen. Lasst sie mit ihrer hohlen Schwindelblase, genannt Selbstbestimmung der Völker, kindisch spielen. Man weiß ja, wie es mit dieser Mündigkeit und Selbstbestimmung bestellt war, ist und sein wird. Die Massen

mündig? Ein knäbischer Traum! Die Völker sich selbst bestimmend? Eine lächerliche Selbstbelügung! Reibt euch doch endlich die rousseau'schen Chimären aus den Augen und seht euch die Dinge an, wie sie sind. Wo denn haben die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? Ja auch nur, daß sie frei sein wollten? Nirgends. Selbst die scheinbar freiheitlichen, freiheitlichsten Epochen erweisen sich bei näherem Zusehen und unbefangener Untersuchung überall als Täuschungen. Kannte das Alterthum eine Verwirklichung des humanen Freiheitsideals? Oder das Mittelalter? Oder die Neuzeit? Nein. Haben die Luther und Kalvin die Freiheit gebracht? Oder die Mirabeau und Marat? Abermals nein. Der erlauchteste und erleuchtetste Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düsterer Resignation gesagt: „Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume." Ist er seither widerlegt worden? Nein. Die Menschen in ihrer Mehrheit — in einer so ungeheuren Mehrheit, daß die verschwindend kleine

Minderheit kaum noch sichtbar — wissen gar nicht, was Freiheit ist; sie wollen nur ihr möglichst behagliches Auskommen haben. Die Völker wollen nicht frei sein, sondern reich, mächtig, angesehen, herrschend. Sie wollen und müssen schlechterdings einen Götzen haben, damit ihre angeborene Knechtschaffenheit davor kniee und räuchere. Gestern hieß er Verhuell, morgen kann er Hannickel heißen, übermorgen Burzbirchler. Regierungslosigkeit, Staatszwanglosigkeit, Anarchie erscheint den Menschen als das größte Unheil. Mit Recht. Sie merken wohl, daß die Bestie in ihnen nur staatszwangsweise niedergehalten und gebändigt werden kann. Nehmt doch einmal für eine Weile Strafgesetzbuch und Polizei aus unserer hochgelobten modernen Civilisation hinweg und ihr werdet Menschlichkeiten erleben, deren Viehischkeit euch darthun wird, was es mit dem ewigen selbstgefälligen Vorschrittsgeleier eigentlich auf sich hat.

In Wahrheit, die Bühne der weltgeschichtlichen Tragikomödie ist ein Labyrinth. Die Mensch-

heit bewegt sich, ja, aber im Kreise herum. Nachdem die Deutschen daran verzweifeln mussten, in einer sogenannten vorschrittlichen Form wieder eine Nation werden zu können, sind sie zur mittelalterlichen Vorstellung vom Kaiser und Reich zurückgekehrt, um doch endlich zur Einheit zu gelangen und endlich wieder etwas vorzustellen in der Welt. Das alte Kyffhäusergespenst ist erlöst. Dabei ist alles nach der richtigen Etikette zu- und hergegangen und hat sich der „volle Tropfen demokratischen Salböls", von welchem im „tollen Jahre" der gute Uhland in der Paulskirche balladisirt hatte, als ein Luxus erwiesen, dessen Aufbringung dem deutschen Volke erlassen wurde. Diese Umkehr zum Mittelalter ist aber doch nur eine scheinbare und hat nicht viel zu bedeuten, verglichen mit einer anderen, verglichen mit der, welche am 18. Juli von 1870 zu Rom beschlossen wurde. An diesem Tage kehrte ja die katholische Welt genau auf den Punkt zurück, wo sie unter dem siebenten Gregor gestanden. Ja, der neunte Pius wagte, indem er am genannten Tage seine

unfehlbare Göttlichkeit dekretiren ließ, mit Erfolg noch Wahnwitzigeres, als der siebente Gregor, der dritte Innocenz und der achte Bonifaz je gewagt hatten. Der christliche Tale Lama ist fertig. Es fehlt jetzt nur noch, daß seine Exkremente ebenfalls für wunderwirkende Reliquien erklärt werden. Ein abermaliges „ökumenisches" Koncil kann das besorgen; die deutschen Bischöfe werden zwar wiederum charakterfest opponiren, allein schließlich wird es abermals von ihnen heißen: „Humiliter et devotissime se subjecerunt."

Hundert Millionen Menschen oder mehr — lauter „vernunftbegabte" Wesen, versteht sich — glauben aufrichtig an das neue Dogma und Hunderttausende von „gebildeten" Katholiken thun wenigstens so, der Konvenienz halber. Die Opposition, wo sie sich noch etwa regen sollte und wollte, wird bald lahmgelegt sein und verstummen; denn die Regierungen leihen, um ja die „positive" Religion nicht schädigen zu lassen, zur Niederdrückung allfälliger Widerbeller den geistlichen Gewalten ihren starken weltlichen Polizei-

arm. Die protestantischen Jesuiten arbeiten den katholischen, die von der kurzen Robe denen von der langen liebchristlich in die Hände. Hier gilt in der That ein Menschenbruderthum und auch wohl eine Menscherschwesterschaft: sind doch neben-den Jesuiten allerorten die Jesuitessen eifrig am Werke. Wahrhaft rührend mitanzusehen ist es, wie der unselige konfessionelle Hader nachläßt, weil auch protestantische Dynastieen fromm sich beeifern, die Tendenzen und Zwecke des heiligen Loyolaismus zu fördern. Es wird rüstig überall an dem einen christlichen Schafstall gezimmert.

Feinorganisirte Nasen wollen schon den wieder aufdampfenden Ketzerbrandgeruch wittern. Ihr lacht? Wenn ihr lange lebt, dürftet ihr Ursache zum weinen haben. „Alles schon dagewesen", ist ein gutes Wort; aber ein nicht minder gutes ist: „Alles kommt wieder". Habt ihr nicht schaudernd miterleben müssen, daß die Reifröcke, die Stelzenschuhe, die Pompadourfrisourthürme, die bloßbrüstige Dubarrymode und der Bonapartis-

mus wiederkamen? Könnte die weltgeschichtliche Procedur in ihrem circulo vitioso, in ihrem vermaledeiten Kreislauf nicht wieder einmal, recht bald sogar wiederum an der Stelle anlangen, wo die Torquemada und Arbues hunderte, tausende von gebratenen lieben Mitmenschen ihrem Herrgott Zebaoth zu Opfern darbrachten? Ihr sagt: Das ist unmöglich, rein unmöglich. Warum? Ihr solltet doch nachgerade gelernt haben, daß die heilige Dummheit unsterblich ist und daß es keinen alten, älteren und ältesten Unsinn oder Gräuel gibt, welcher unter Umständen nicht wieder neu werden kann, werden muß, weil eben die heilige Dummheit es gebieterisch verlangt.

Es möchte daher ein weder unzeitgemäßes noch unverdienstliches Unternehmen sein, das mitlebende Geschlecht, namentlich das jüngere, vorbereitungsweise etwas näher mit gewissen eifervollen christlichen Liebewerken bekannt zu machen, deren Wiederkunft keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, und zu diesem, wie wir glauben, erbaulichen Zwecke wollen wir das Dichten

und Trachten des einen der vorhin genannten heiligen Männer einer historischen Betrachtung unterziehen.

2.

Zu Valladolid wurde im Jahre 1420 in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem sich die dämonische Macht des Bösen in ihrer religiösen Erscheinungsform ein Werkzeug von schärfster Schneidigkeit schuf. Von Zeit zu Zeit müssen, die Geschichte beweis't es, solche Aderlasser großen Stils auftreten: sonst wird die Menschheit zu üppig und muthwillig. Aus der Völkerdummheit werden die Skorpionengeißeln geflochten, womit die Völkerdummheit gezüchtigt wird.

Thomas de Torquemada wuchs zum fleischgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, also in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu

entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß seine ganze Persönlichkeit bis in alle Nervenfasern hinein davon gesättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiösern Menschen gegeben als diesen. Vom Dämon der frommen Wuth völlig besessen, gab er sich demselben widerstandslos hin. Nie vielleicht hat sich die religiöse Grausamkeit so stahlhart in einem Manne fixirt, wie sie in diesem Fanatiker sich fixirte, der allen menschlichen Regungen — es sind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter seiner Schädeldecke brannte die Fackel des Eifers „für das Reich Gottes", in seiner Brust trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinherzen sind wie eigens geschaffen, ihren Mitmenschen darzuthun, daß leben leiden und die Erde ein Schmerzenberg oder ein Jammerthal sei.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Fanatiker kann nur die Unwissenheit zweifeln. Das Dämonische ist immer ehrlich, — ehrlich wie die abgeschossene Kanonenkugel. Nichts rührt,

nichts erschreckt den bis zur ekstatischen Fühllosigkeit gesteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nicht links; mit einer der Wollust verwandten Verzückung die Augen starr auf sein Ziel, das „Himmelreich", gerichtet, schreitet er dahin, alles auf seiner Bahn unerbittlich niederstampfend und durch die Blutlachen und Thränenströme, welche er hinter sich zurücklässt, mit einem Behagen watend, als wären sie blumenduftgewürzter Maithau. Was er thut, er thut es „zur Ehre Gottes". Er ist der Streiter des Himmels, wie sollte er Skrupel oder Zagen kennen? Was immer er will, der „Herr" will es. Er ist der Verwalter des göttlichen Zornschatzes und spendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurtheilt, kerkert ein, verbannt, konfiscirt, verbrennt mit jener eisernen Konsequenz und störbaren Fassung, wie nur das Bewußtsein einer guten Sache, der besten Sache sie geben und bewahren kann.

Der religiöse Wahnwitz ist aber nicht nur erbarmungslos, sondern auch — ebenfalls „zur

Ehre Gottes" — sehr schlau. Er ist eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet. Während er blind zu rasen scheint, spekulirt er sehr fein auf die Nichtswürdigkeit der Menschen. Es ist Methode in seiner frommen Wuth, seine Grausamkeit arbeitet systematisch. Man weiß ja, daß Wahnsinnige gar nicht selten der durchdachtesten Kombinationen des Hasses fähig sind.

Alle die angedeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchster Potenz fanden sich in der Person von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er stellte einen christlichen, einen römisch-spanisch-christlichen Priester dar, wie er sein soll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquisitors verwirklichen, sie schuf Torquemada. Jeder Zug seines Gesichtes, jeder seiner Blicke, jede seiner Gebärden, jedes seiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das „Reich Gottes", welcher zwar nicht ihn selber, dafür aber desto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermuthet werden, daß die Sinnesweise des Mannes auch seiner äußeren Erscheinung ihr Gepräge auf-

gestempelt haben müsse. Dickbäuchig, rundbäckig und rothnasig können wir uns diesen heiligen Wütherich gar nicht vorstellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerstreutheiten, denen zufolge, mit Rabelais zu reden, die „Horashetzer, Vigilienbürster und Meßabzäumer die mönchenzende Welt mit jungen Mönchen bemöncheln, so aber zumeist weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen". Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geschäft, den Boden Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem Unkraut der Ketzerei reinzubrennen, ließ ihm auch gar keine Zeit, sich mit den „Eitelkeiten dieser Welt" zu befassen. Er war — so denken wir uns ihn — ein langer, hagerer, etwas vornüber gebeugter Mensch mit einem gewaltigen Schädel, der sich von oben nach unten stark, auffallend stark verjüngt. Die Stirne ist in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; sie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Kinn spitzt sich zu wie eine Fuchsschnauze

und verbunden mit der langen, scharfkantigen Schnüffelnase bringt es den Eindruck der List hervor. Die Augen sind groß, überhangen von starken, über der Nasenwurzel finster zusammengezogenen Brauen, halbgeschlossen durch weitherabfallende Lider, unter welchen hervor ein Blick schießt, der Scheiterhaufen in Brand setzen zu wollen und zu können scheint. Der Mund ist dünnlippig und festgeschlossen; er drückt unbeugsame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: „Lasciate ogni speranza!“

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerklosters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpstlichen Breve zum Inquisitor ernannt. Er nahm selbstverständlich die Berufung an und amtete so über die maßen heilig und herrlich, daß ihn Papst Sixtus der Vierte im Einverständniß mit den „katholischen Majestäten“ (d. h. mit König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Kastilien), im August und Oktoben von 1483 auf den Thronstuhl des neugeschaffenen Großinquisitorats

von Kastilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieses Thronstuhls, welcher, mit der heiligen Inquisition zu sprechen, „über die sämmtlichen anderweitigen Tribunale ebenso erhaben war wie der Thronstuhl Gottes über die Throne der Könige", unmöglich zu finden gewesen wäre, ist allgemein anerkannt.

3.

Die „Religion der Liebe" hat aus den Sammetpfoten süßer Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgestreckt, bevor ihr diese gewachsen waren. Sie wuchsen ihr aber wunderbar schnell. Gestern noch eine Verfolgte, war die christliche Kirche, die „Braut Jesu", heute schon eine Verfolgerin, und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidenthum als ein kläglicher Pfuscher und Stümper, als ein wahrer Bönhase im Verfolgungsgeschäft erschien.

Die Kirche hätte alle, welche so unglücklich waren, von ihrem alleinseligmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haaresbreite gewesen, verzehren, fressen mögen, vor lauter „Liebe“ natürlich. Sie war ja eine so zärtliche Mutter! Wenn sie ihre Kinder dermaßen liebebrünstig an ihren Busen drückte, daß dieselben zerquetscht wurden, so waren die Zerquetschten selber schuld daran; denn warum hatten sie kein stärkeres dogmatisches Knochengerüst?

Das heilige Amt („sanctum officium“) oder die heilige Inquisition („sancta inquisitio“) könnten profanen Augen als Heilige erscheinen, welche zu den sogenannten „wunderlichen“ gehören. Dem „erweckten“ Sinne dagegen ist klar, daß die Inquisition eine regelrechte, so zu sagen ordonanzmäßige Heilige, vom „Statthalter Christi“ mit besagter „Braut Christi“ in aller Ordnung gezeugt, in Rom geboren, von ihrem Vater, Papst Innocenz dem Dritten, zuerst in ein südfranzösisches Pensionat geschickt, wo sie den richtigen Schick und Schliff erhielt, sodann aber auf spa-

nischem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Hehrheit und Heiligkeit aufgeblüht und vollgereift. Dieses ihr herrliches Gedeihen verdankte sie vor allem der preiswürdig sorgfältigen Pflege und Verköstigung, welche ihr der hochwürdigste Großinquisitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte sagen, er habe sein Pflegekind mit Menschenfleisch förmlich genudelt, falls Ketzer Menschen wären, was sie bekanntlich nicht sind.

Aber steht denn nicht geschrieben: Die Kirche dürstet nicht nach Blut („ecclesia non sitit sanguinem")? Freilich. Allein was steht nicht alles geschrieben! Alles Mögliche und Unmögliche: z. B. „Liebet eure Feinde!" und anderer liebseliger Wind, aus dem ungeheuren Blasebalg menschlicher Selbsttäuschung hervorgepreßt. Doch muß gesagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vergoß. Sie wollte sich die Hände nicht beschmutzen: es nimmt sich übel aus, beim Beten blutige Hände zu haben, beim Beten zum „Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit". Die Kirche befahl nur, Blut zu vergießen, reichlich

wie Wasserströme; sie befahl nur, die dreimal vermaledeiten Ketzer und Hexen zu martern und „einzuäschern“. Sie hatte ja einen dienstwilligen Familiar, Folterknecht, Henker und Brandmeister mit hunderttausend Armen und der hieß Staat. Wozu wäre ein solches Geschöpf überhaupt vorhanden und gut als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquisition als diensteifriger Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hat die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieses einzig zulässige Verhältniß zwischen Kirche und Staat, diese „göttliche Ordnung“ vielfach getrübt, gestört und geschwächt; allein seit dem nicht genug zu preisenden Jahr der „Umkehr“ (1849) hat die besagte „göttliche Ordnung“ mehr und mehr wieder um sich gegriffen.

Dazumal ist auch dem protestantischen Jesuitismus durch den katholischen der verbretterte Dippel soweit gebohrt worden, daß der erstere einsah, die Interessen des letzteren seien seine eigenen, eigensten. In rührender Eintracht hat dann der

uniirte Loyolaismus, nicht nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, sondern auch Ermunterung und Unterstützung, seine kolossale Völkerverdummungsdampfmaschine aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt. Die segentriefenden Folgen werden von Tag zu Tag mehr sicht-, fühl- und greifbar. Schon haben wir den Papst-Gott oder Gott-Papst und bald werden wir auch die heilige Inquisition wieder haben. In bestimmter Vorahnung sei des wiederkommenden Heils hat die heilige Mutter Kirche mittels ihres anerkannten Hauptsprachrohrs („Civiltà cattolica", 1869, V, 277) triumphirend ausgerufen: „Die Kirche hat an sich keine physische, sondern nur eine moralische Macht. Zwangsmittel besitzt sie demnach nur, weil sie die Anwendung derselben der staatlichen Gewalt, welche ihr unterthan ist, befehlen kann." . . Ist das deutlich genug?

4.

Ein französischer Jesuit von der kurzen Robe, der Herr Graf de Falloux, einer der Giftmörder der armen improvisirten Februarrepublik von 1848, hat bekanntlich eine begeisterte Rechtfertigung der heiligen Inquisition ausgehen lassen, indem er zur nicht geringen Erbauung erweckter Seelen darthat, das heilige Offiz sei von hochidealischen Absichten ausgegangen und habe auf nicht minder hochidealische Zwecke hingearbeitet. Niemals habe auch nur ein Hauch von Gemeinheit den reinen Spiegel des erhabenen Wollens und Thuns des Glaubensgerichtes getrübt.

Wie schmerzlich, einem so bewährten Arbeiter für das „Reich Gottes" widersprechen und sagen zu müssen, daß die falloux'sche Regel leider auch ihre Ausnahmen gehabt habe. Es ist doch eine recht leidige Sache um die unheilige profane Historik, welche sich herausnimmt, Menschen und Dinge mitunter, ja sogar häufig aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten als ihre heilige geistliche Schwester. Entzückender, berauschender

Gedanke, daß es einmal ein Autodefé geben könnte, dessen Flammen das siebenzigmal siebenmal zu vermaledeiende „Buch der Geschichte" verzehren würden, für immer.

In diesem höllischen Buche steht nämlich unwiderlegbar zu lesen, daß die „spanische" Inquisition in ihren Anfängen nichts mehr und nichts weniger gewesen als eine ganz gemeine Geldspekulation, ein ganz ordinäres Raubfinanzgeschäft.

Die Möglichkeit, dieses Geschäft zu machen, gewährte die furchtbare Gestalt, welche der christliche Fanatismus in Spanien angenommen hatte. Aus dem jahrhundertelangen Kampfe gegen den Islam, das will sagen gegen die unendlich viel höher gebildeten, feinen, humanen und toleranten Moriskos, war das spanisch-gothische Christenthum als eine entschieden molochistische Religion des Zorns und der Wuth hervorgegangen. Ein Nichtchrist zu sein, d. h. ein Nichtchrist im Sinne des spanisch-christlichen Molochismus, galt in den Augen jedes Spaniers für ein todeswürdiges Verbrechen. Selbstverständlich wussten die spanischen

Könige diese also gestaltete „Religion der Liebe“ zu einem sehr wirksamen Motiv ihrer Politik zu machen, welche dahin ging, das Mohammedanerthum vom spanischen Boden wegzutilgen. Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabella's von Kastilien am 19. Oktober von 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens hergestellt, so auch der Untergang der Morisko's besiegelt. Die „katholischen Majestäten“ führten mit der ganzen Kraft des christlichen Spaniens jenen „Krieg um Granada“, welcher das letzte islamische Reich auf spanischem Boden niederwarf. Am 2. Januar von 1492 zogen Ferdinand und Isabella triumphirend in die Alhambra ein und am selbigen Tage schickte der arme Boabdil el Chico, der letzte spanische Morenkönig, von einer Felshöhe der Alpujarras herab der entzückenden Vega von Granada den letzten Abschiedsseufzer zu — („el ultimo sospiro del Moro“ heißt noch jetzt die Stelle).

Die specifisch „spanische“ Inquisition ist jedoch älter als dieser Triumph der katholischen

Waffen. Sie entwickelte sich aus der heiligen „alten" Inquisition, welche schon zur Zeit, als sie in Südfrankreich die Albigenefer aus Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbesondere in Aragonien zu erbaulichster Thätigkeit gelangt war. Sie hatte in der That so gründlich gearbeitet, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Ketzerstoff ihr zu mangeln begann. Nun aber sollte ihr neuer zugeführt werden und zwar so massenhaft, daß sie, um der ihr gestellten Aufgabe allseitig gerecht werden zu können, sich gleichsam verjüngen musste, um mit jugendlich frischer Kraft arbeiten zu können.

Der in Rede stehende Stoff war zuvörderst die „verfluchte" Judenschaft. . . Der Same Abrahams, Isaaks und Jacobs war auf spanischem Boden sehr gediehen. Unter der duldsamen Herrschaft der hochcivilisirten Moslem hatten sich die Juden mittels ihrer Betriebsamkeit, ihres Reichthums und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit überall einen bedeutenden Stand zu schaffen gewusst. Die Dichtungen der Gabirol, Esra, Ha-

levi und Alcharisi bezeugen, wie erfolgreich die jüdisch-spanischen Poeten mit den arabisch-spanischen gewetteifert und wie frei und frank die Juden unter den Moriskos sich bewegt haben. Mit dem Untergange der Morenreiche und dem Herrschendwerden des Christenthums wurde alles anders und hatten die Juden sofort zu spüren, wie „sanft" das Joch Christi sei. Der „Positivismus" der Religionen besteht bekanntlich darin, daß sie aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind, und es kann daher nicht wundernehmen, daß es auch dem „positiven" Christenthum auf einen Widerspruch mehr oder weniger nicht ankommt. Dieselbe Kirche, welche eine jüdische Zimmermannsfrau für die Gemahlin Gottes und den Sohn dieser Jüdin für den Mitgott seines Gottvaters ausgab, predigte wuthschäumenden Mundes Verachtung und Haß, Brand und Mord gegen die ganze Judenschaft, weil diese so unglücklich war, das Mysterium nicht begreifen zu können, wonach Maria nicht von ihrem Verlobten Josef, sondern unter Vermittelung des „Heiligen Geistes" von Gott selber

guter Hoffnung geworden ist, einen Gott gebar, trotzdem aber Jungfrau blieb und schließlich in aller Form zur „Himmelskönigin“ erhoben wurde. Die Juden sind eben von jeher ein scharfverständiges Volk gewesen und hätte man ihnen also, die Sache menschlich angesehen, nicht so fürchterlich verübeln sollen, daß sie nicht zu sehen vermochten, „was kein Verstand der Verständigen sieht“, sondern nur die einfältigste Einfalt zu fühlen und zu schmecken vermag. Allein es ist ein schwerer Irrthum, die Religion, ihre Rechte, Bedürfnisse und Forderungen „menschlich“ anzusehen. Sie entzieht sich durchweg den Bedingungen und Bestimmungen des Menschlichen. Ihre Sphäre ist das Ueber- und Untermenschliche, und wenn die Juden verstockt dabei beharrten, die Mysterien der christlichen Dogmatik vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus zu betrachten, so geschah ihnen recht, als die Christen ihnen den christlichen Standpunkt klarmachten.

Dies geschah zunächst dadurch, daß die christliche Spanierschaft bei ihrem siegreichen Vor-

schreiten gegen den Islam allenthalben die Juden ebenso feindselig behandelte wie die Moslemin, ja noch feindseliger. Zu solcher Steigerung des religiösen Hasses dürfte einigermaßen der profane Umstand mitgewirkt haben, daß in den Judenhäusern mehr zu holen war als in den Moslemin-wohnungen. Steht es doch auch historisch fest, daß in den kolossalen „Judenschlachten", welche während des 14. Jahrhunderts in Deutschland und im übrigen Mitteleuropa in Scene gesetzt worden sind, der Reichthum der Juden nicht ein, sondern das Hauptmotiv geliefert hat. Die spanischen Juden waren aber nicht nur reich, sondern sie liebten es auch, ihren Reichthum zu zeigen, wie denn bekanntlich die Geldteufelei mit der einen Hand eifrig Geld zusammenrapst, um mit der andern dasselbe praleriſch an sich herumzuhängen. Die Juden ihrerseits haben auch von jeher darauf gehalten, ihre Frauen herauszuputzen, und es steht stark zu vermuthen, daß sie insbesondere zu diesem Zwecke bei ihrem Auszuge aus Aegypten die Gold- und Silbersachen der

Aegypter mitlaufen ließen. Wenigstens klingeln noch in unseren Tagen jüdische Millionärinnen mitunter ganz mizraimisch von Gold- und Steinzeug und gerade so thaten im 15. Jahrhundert die schönen Töchter Judä in Spanien, während ihre Väter, Gatten, Söhne und Brüder mit kostbaren Kleidern und Rossen, mit prächtigen Waffen und Wagen praleriſch ſtaatmachten, wie es ihnen ja ihre Mittel erlaubten.

Als die Vermählung Ferdinands mit Isabella den gänzlichen Untergang des Islam auf spanischem Boden nur noch zu einer Frage der Zeit machte, wurde im christlichen Spanien die Judenfrage überall weit genauer und schärfer „studirt" wie bislang, d. h. der christliche Eifer begann die Judenzeit so oder so zu verzehren. Nicht allein das Geschrei über den jüdischen Wucher ward allerorten laut, sondern gläubige Christenohren, welche bekanntlich nicht klein sind, nahmen mit Begierde alle die schauerlichen Legenden auf, welche auf Kosten der Juden in Umlauf gesetzt wurden. Hier hatten die „ungläubigen Hunde"

von Hebräern ein Bild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter angespieen, dort hatten sie ein Krucifix mit Füßen getreten; wieder anderswo hatten sie ein Christenkind geraubt, um selbiges bei den gräuelhaften Ceremonien ihres Osterfestes zu schlachten. Durfte das Christenthum solche Schnödigkeiten dulden? Mit nichten. Brecht ein in die Häuser der verfluchten Abkömmlinge der Henker unseres Heilands, raubt, schändet, würgt und brennt zur Ehre unseres dreieinigen Gottes und aller seiner Heiligen!

Die Bedrängniß der Juden war groß, um so mehr, da der im entschiedenen Geruche der Heiligkeit stehende Dominikanermönch Vicenzio Ferreri aus Valencia sich veranlasst fand, einen ganzen Haufen Wunder zu wirken, um die Söhne Judä von der Nothwendigkeit, sich taufen zu lassen, zu überzeugen. Sie vermochten den schlagenden Argumenten des heiligen Wunderthäters und den noch schlagenderen der raubend, mordend und verwüstend in ihre Häuser einbrechenden Bekenner der „Religion der Liebe“ nicht zu wider-

stehen und bekehrten sich massenhaft zum Christenthum. Dadurch wurde der Arm der Verfolgung auf eine Weile gelähmt. Die „neuen Christen", wie man die getauften Juden hieß, gelangten vermöge ihrer Intelligenz, Anstelligkeit und Bildung, von ihrem Gelde gar nicht zu sprechen, in den Städten und sogar bei Hofe zu Aemtern und Würden. Auch kam es gar nicht selten vor, daß arme Teufel von stolzen Hidalgos ihr altchristliches Blut mit dem neuchristlichen reicher Töchter Zions mischten, gerade wie es zu unserer Zeit sich dann und wann ereignet, daß ein stolzer christlich-germanischer Kriegsmann oder Diplomat von vor Alter ganz schimmelig gewordenem Adel seinen festgefahrenen, weil allzuschwer mit fremdem Erz („aes alienum") beladenen Lebenswagen wieder in flotten Gang bringt mittels Vorspannung der Goldfüchse schwarzäugiger Rosen von Saron, welche aber nicht aus dem Boden Kanaans, sondern aus dem Pflaster Frankfurts, Hamburgs oder Berlins aufgesprosst sind.

5.

Diese dergestalt angebahnte Verschmelzung der spanischen Juden mit den spanischen Christen hatte jedoch keinen Fortgang. Es half den ersteren nichts, daß sie den realpolitischen Grundsatz „Der Gescheidere gibt nach" — befolgt hatten. Das „neuchristliche" Blut wurde bald wieder als „mala sangre" verachtet, verwünscht und verleugnet, und wo es sich später in einem spanischen Stammbaum schlechterdings nicht verleugnen und wegwischen ließ, galt es für einen Schandfleck, für ein ewiges Brandmal („tizon").

Zweifelsohne sind die Kinder Israel an diesem Umschlag selber mitschuld gewesen. Nicht nur darum, weil nach scheinbar erloschener Verfolgung viele zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, welcher mit dem Einmaleins auf weniger gespanntem Fuße stand als der ihnen neuerlich aufgezwungene; sondern auch deßhalb, weil die Juden, wie übrigens die meisten Menschen, das Glück noch weniger zu ertragen vermögen als das Unglück. Urtheilsfähige und unbefangene Juden ge-

stehen ein, daß ihre Volksgenossen, falls sie auf's Pferd gelangen, gerne hochmüthig einhergaloppiren, ganz unbekümmert, ob durch solchen Galopp Vorübergehende mit Koth bespritzt werden. Ueberall, wo Juden die Meister spielen konnten, haben sie es rücksichtslos und verletzend gethan und sich dabei häufig noch das Extravergnügen gemacht, den Cayennepfeffer ihres Witzes in die von ihnen den „Gojim" geschlagenen Wunden zu streuen. Als auserwähltes Volk ihres ewig grollenden Gottes des Zorns und der Rache mussten sie sich hierzu nicht allein für berechtigt, sondern auch für verpflichtet halten, ganz abgesehen sogar von dem unermeßlichen Vorrath von Haß, welchen die bekannten Kundgebungen der christlichen Liebe gegen die Judenheit in dieser angehäuft hatten.

Solche Kundgebungen erfolgten auch jetzt wiederum in erhöhter Potenz. Um 1478 wurde das Geschrei gegen die Kinder Israel im christlichen Spanien allgemein. Die „neuen Christen" seien vom alleinwahren Glauben wiederum abgefallen, um „sich im alten Unflat des Judenthums

zu wälzen", und sie begingen demnach folgerichtig abermals alle die widerchristlichen Ruchlosigkeiten, welche sie vordem begangen hätten. Ein andalusischer Zeitbuchschreiber von damals, der Pfarrer von Los Palacios, hat ein langes Sündenregister des „verfluchten Geschlechtes" aufgezeichnet, lässt aber am Ende dieses Registers den Hauptgrund der wieder erneuten Verfolgung deutlich genug durchblicken, indem er sagt: „Die Juden hielten dafür, sie wären in den Händen der Aegypter, welche zu betrügen und zu bestehlen verdienstlich sei. Mittels ihrer schandbaren Kniffe und Pfiffe gelang es ihnen, große Reichthümer zusammenzuraffen." Hinc illae irae christianae! Der spanische Chronist des 15. Jahrhunderts ist freilich nicht so ehrlich gewesen, wie der deutsche des 14. Jahrhunderts war, Jakob Twinger von Königshofen, welcher um 1386 in seinem straßburger Zeitbuch, von den großen Judenschlächtereien am Rheine redend, ebenfalls der jüdischen Reichthümer gedachte, aber mit dem Beifügen: „Das was ouch die Vergift, so die Juden dötete".

tüchtigste Geschichteforscher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in seinen „Annalen“ (IV, 323), Torquemada habe damals von der jungen Infantin das Versprechen verlangt und erhalten, daß sie, so sie jemals auf den Thron von Kastilien gelangte — (ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben) — „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens der Ausrottung der Ketzerei sich widmen wollte und würde“.

Man führte jetzt der Königin dieses ihr Versprechen zu Gemüthe und machte damit die Regungen des Weibes vor der Stimme der Pflicht einer Christin verstummen. Isabella stimmte bei, daß der Papst um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offiz in Kastilien eingeführt werden sollte. Der heilige Vater, Sixtus der Vierte, welcher ganz wol wusste, daß dabei auch für ihn ein hübscher Geldgewinn mitabfallen müsste, beeilte sich, mittels seiner Bulle vom 1. November 1478 dem Ansinnen des spanischen

Hofes zu entsprechen, und so war denn die Inquisition, maßen sie in Aragon schon zuvor bestanden hatte, im ganzen christlichen Spanien eingeführt. Indessen begann sie ihr heiliges Geschäft erst im Jahre 1480, weil Königin Isabella diesen Aufschub verlangt und durchgesetzt hatte, um vorerst noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Ueberzeugung an den Juden zu erproben. Man sieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergessen gemacht werden, daß sie eine Frau. Vielleicht kam ihr auch zu Sinne, daß der Stifter des Christenthums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man sollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen. Allein auch dieses letzte schwache Widerstreben Isabella's wurde gebrochen und sie ließ sich durch eine Kommission von Priestern, welcher der oben genannte Prior Ojeda vorsaß, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Versuche, die verstockten Juden zu aufrichtigen und standhaften Christen zu machen, wären kläglich gescheitert und es bliebe daher nichts übrig, als

die Inquisition ihre heilige Arbeit beginnen zu lassen.

So begann denn das heilige Offiz mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu streiten. Zuvörderst in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloster Sankt Paul seinen Sitz aufschlug. Seine erste Amtshandlung war ein Erlaß, kraft dessen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Aufgreifung und Inanklagesetzung aller behilflich zu sein, welche der Ketzerei verdächtig seien oder schienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatssekretär von Florenz hat bekanntlich gesagt, Moral und Politik hätten nichts miteinander zu thun, in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er sagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geistlichen ausdrücklich zu sagen für völlig überflüssig erachten konnte und mußte.

Das heilige Offiz von Sevilla arbeitete mit schönstem Erfolge. Am 2. Januar von 1481 begann es, wie gesagt, zu amten und schon am 6. Januar hatte es die Genugthuung, einen ersten „Glaubensakt" (auto da fé) aufführen lassen zu können, sechs „überführte" Ketzer auf den Scheiterhaufen befördernd. Im März expedirte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren schon 289 „zur Ehre Gottes" abgeschlachtet. Im Kloster Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig sich vergrößernde Thätigkeit des Tribunals. Es musste daher seinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorstadt sich erhob, die Aufschrift „Sanctum inquisitionis officium" erhielt und die Hauptburg der spanischen Inquisition wurde und blieb. Im Uebrigen beschränkte sich die Ketzerausrottung nicht etwa auf die Hauptstadt von Andalusien. Ueberall im Lande waren Filialtribunale thätig, so thätig, daß binnen des einen Jahres 1481 auf spanischem Boden einer sehr wahrscheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebendig

verbrannt, 17,000 dagegen „versöhnt“ worden sind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, zu bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurtheilt.

Dieser Ausdruck „Versöhnte“ zur Bezeichnung solcher prozessirter Ketzer, welche nicht verbrannt, sondern nur sonst so oder so zu Grunde gerichtet wurden, ist einer der sinnreichsten Einfälle der „Religion der Liebe“. Wie das sanft und süß klingt: „ausgesöhnt“, „versöhnt“, nämlich mit der liebevollen Mutter Kirche. Es ist ein so weicher Aeolsharfenton in dem Wort, etwas von den graziösen Bewegungen der Katzenkrallen, bevor sie die Maus zerreißen. Oh, Wolfgang der Einzige, du hast ein schrecklich-wahres Wort gesprochen, als du sagtest: „Die Menschen sind nur dazu da, einander zu quälen und zu morden; so war es von jeher, so ist es, so wird es allzeit sein“. Aber du hättest hinzufügen sollen, daß sie zu feig und niederträchtig sind, frank und frei die Bestien zu spielen, und gar häufig jenem Schweine gleichen, welches, nachdem es das Kindlein aufgefressen

hatte, sich mit einem Battisttuch die Mitleidszähren abwischte. . . .

Natürlich begnügte sich der Drache der Inquisition nicht lange mit Judenfleisch: auch die „alten Christen" mussten heran, um dem täglich, stündlich sich vergrößernden Appetit des Ungethüms genugzuthun. Das heilige Offiz dehnte seine Macht wie ein unzerreißbares und unentrinnbares Stahlnetz über ganz Spanien aus und richtete eine Tyrannei auf, wie sie so furchtbar kaum ein zweitesmal dauernd durchgeführt worden ist. Nicht der Körpermord war das Fürchterlichste, was sie that, sondern die Seelentödtung. Will man so recht erfahren, wie die Inquisition an Spanien gesündigt, so sehe man zu, was unter ihrer Herrschaft der spanische Genius auch in seinen erleuchtetsten Trägern geworden. Schlagt den „Don Quijote" auf, und wenn ihr Ohren habt, zu hören, so wird euch das Verzweiflungslachen eines unermeßlichen Leides aus dieser spanischen Faustdichtung entgegengellen. Oder seht euch die Dramen Lope's und Kalderons an; ist die Glut,

die euch aus denselben entgegenlodert, eine andere als die der Autosdaféflammen?

Aber haben denn die Spanier ohne weiteres der Tyrannei des heiligen Amtes sich unterworfen? Haben sie sich nicht dagegen gesträubt, sich nicht dagegen aufzulehnen versucht? Doch! Sie waren in der That verstockt genug, anfangs gegen diese Heilsanstalt sich zu sträuben und ihrer Einführung da und dort nicht nur passiven, sondern auch aktiven Widerstand zu leisten. Ja sie gingen in ihrer unchristlichen Verstocktheit sogar soweit, im Jahre 1485 einen der wildesten, erbarmungslosesten, blutigsten und demnach hochverdientesten Inquisitoren, den Pedro Arbues y Epila, mitten in der glorreichsten Blüthe seiner heiligen Thätigkeit in der Stiftskirche zu Saragossa mörderisch anzufallen und umzubringen, — eine Ruchlosigkeit und Blasphemie, die noch lange nicht sattsam dadurch gesühnt wurde, daß von den dazu verschworen Gewesenen 200 auf dem Hochgericht starben und eine noch größere Anzahl in den Kerkern der Inquisition „versöhnt“ zu Grunde

ging. Der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dem spanischen Inquisitor des 15. Jahrhunderts volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem Don Pedro Arbues y Epila durch den unfehlbaren neunten Pius förmlich und feierlich unter die patentirten Heiligen eingereiht wurde. Ja, es ist doch eine hübsche Sache um den „Fortschritt". Ihr sagt: Bah, auf eine Posse mehr oder weniger kommt es in der Welt nicht an. Wohl! Aber, ihr vergesst, daß die einzelnen Possen, aus welchen die traurige Generalposse des Daseins sich zusammensetzt, so nahe bei der Schwelle zum 20. Jahrhundert anstandshalber doch nicht gar so kretinisch-dumm sein sollten. Der Humor hört überall auf, wo der Blödsinn, der brutale Blödsinn anhebt, und es dürfte doch wohl keine unbescheidene Forderung sein, wenn wir verlangten, daß aus dem berühmten „ewigen Fortschritt der Civilisation" wenigstens ein bißchen Humor resultiren sollte. . .

Nachdem, wie oben gemeldet worden, Torquemada zum Großinquisitor bestellt war, ließ der

Widerstand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmälig nach. Die dämonische Energie des Großinquisitors wusste alle Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des erwähnten Stahlnetzes über die spanischen Städte und Provinzen entgegenstellten, niederzuschlagen. Er ging mit Methode vor, er organisirte den Fanatismus und brachte die Grausamkeit in ein System. Die französischen Schreckensmänner von 1793 haben ihm lange nicht alles abgesehen. Zu Ende des Jahres 1484 berief er seine Inquisitoren zu einer Generalversammlung nach Sevilla und ließ durch sie die 28 Artikel der „Instruktionen" des heiligen Amtes dekretiren. Und er that noch mehr: er wusste seine Landsleute so ganz mit torquemada'schem Christenthum zu erfüllen, daß sie ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ebenfalls inquisitorisch gestimmt und gesinnt wurden. Der Abscheu, womit die Spanier zuerst auf das heilige Offiz als auf ein Unglück für ihr Land geblickt hatten, verwandelte sich in Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, es gehörte bald zum

spanischen Nationalstolz, ein so heiliges Institut zu besitzen. Als „Familiar" demselben dienen zu dürfen, rechneten sich die Leute aus der Menge zum höchsten religiösen Verdienst an und betrachteten die stolzesten Granden als eine hohe Ehre. Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen athmeten, den „Glaubenshandlungen" anwohnend, mit gläubiger Inbrunst den schrecklichen Dampf gebratenen Ketzerfleisches ein. Die Inquisition bedingte und bestimmte alles inbetreff des religiösen und staatlichen wie des privatlichen, intellektuellen und sozialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrschende Mittelpunkt Spaniens, nein, sie war vielmehr Spanien selbst.

6.

Die „fürchterliche Kraft der Liebe (dira vis amoris)", von welcher das mittelalterliche Kirchenlied singt, trieb und regelte das ganze Verfahren

der Inquisition. Torquemada drückte derselben so unauslöschlich und nachhaltig das Gepräge seiner düsterbrütenden und methodischen Fühllosigkeit auf, daß seinem gleichgesinnten Nachfolger im Großinquisitorat, Diego Deza, nur ganz wenig zur Vollendung des heiligen Amtes zu thun übrig blieb. Wer von dieser Maschinerie gefaßt wurde, war verloren. Das Verfahren der Inquisition war von A bis Z geheimnißvoll, schrecklich, zermalmend. Der Angeklagte und Gefangene befand sich vom ersten Augenblick an einsam und verlassen einer steinernen Unerbittlichkeit gegenüber, deren Eisenfaust nicht nur das Leben vernichtete, sondern auch die Majestät des Todes schändete, indem sie die modernden Ueberreste solcher „Verdächtigen", die bei Lebzeiten ihrem Mordgriff entgangen waren, aus den Gräbern hervorzerrte und auf den flammenden Holzstoß warf.

Schon das Prozeßverfahren war eine grausame Strafe. Denn die auf die Angabe irgendeines namenlosen Spions, Aufreizers oder Angebers hin Eingezogenen wurden ja in die Kerker

der Inquisitionstribunale geworfen, das will sagen in luft- und lichtlose, enge, feuchte, mit ekelhaftem Ungeziefer behaftete Marterhöhlen, wahre Qualhöllen, mit ihrer Hungerkost, ihrem faulen Wasser, ihrem Gestank, ihrem mittels Geißelhieben und Mundknebeln erzwungenem Schweigen.

Zu dieser Kerkerpein, allein schon furchtbar genug, um zum Wahnsinn oder Selbstmord zu treiben, kamen die vom heiligen Offiz in Anwendung gebrachten Folterkünste, um den Angeschuldigten das Eingeständniß ihrer Ketzerei zu entreißen. Es sind in den unterirdischen Marterkammern der Inquisition namentlich drei Arten der Folterung zur höchsten Kunstfertigkeit entwickelt worden: die mit dem Seile, die mit dem Wasser und die mit dem Feuer. Sie folgten einander wie in der Grammatik Positiv, Komparativ und Superlativ; man muß aber ein christlicher Priester vom torquemada'schen Schlage sein, um die scheußäligen Prozeduren beschreiben zu können. Genug, es gehörte eine geradezu übermenschliche Willenskraft dazu, um die entsetzlichen Qualen

der sämmtlichen drei Foltergrade auszuhalten und zu überstehen, ohne auszusagen und einzugestehen, was nur immer die Inquisitoren ausgesagt und eingestanden haben wollten. Und doch haben Tausende von Gefolterten alle die Pein glorreich überwunden, haben mit ungebrochener Seele aus ihren durch die Folter gebrochenen und zu einem zuckenden Schmerz zermarterten Leibern heraus ihre Unschuld betheuert, ihre Ueberzeugung bekannt und das, wohlgemerkt, angesichts der unfehlbaren Gewißheit, als „gänzlich Verstockte" lebendig verbrannt zu werden.

Neigt euch in Ehrfurcht vor solchem Heldenthum! Ein herrlicheres hat es nie gegeben unter Menschen.

Daß der Schein von Vertheidigung, welche man den Angeklagten gestattete, nur ein Spott war, braucht kaum gesagt zu werden. Das Tribunal ging von dem brutalen Grundsatz aus, daß jeder Angeklagte von vornherein als schuldig anzusehen sei, so lange er nicht seine Unschuld bewiesen hätte. Aber wie hätte er sie beweisen

können? Wurden ihm ja nicht einmal weder die Namen des Anklägers noch der angeblich seine Schuld bestätigenden Zeugen mitgetheilt. Daß sie ihm gar gegenübergestellt worden wären, davon war keine Rede. Das ganze Verfahren sodann war mit einem abschreckenden Geheimniß umgeben. Der in die Kerker des heiligen Amtes Gebrachte fand sich mit einem Ruck und Zuck von allem Zusammenhange mit seiner bisherigen Welt losgerissen. Wie die Inquisition selbst, waren sämmtliche Beamte der Inquisition bis zu den untergeordnetsten Handlangern herab mittels eines furchtbaren Eides zu unbedingter Geheimhaltung aller Prozeduren verpflichtet. Es ist demnach klar, daß der Angeklagte durchweg der Willkür seiner Richter, d. h. Henker preisgegeben gewesen ist. Diese Richter waren aber nicht nur unwissende und fanatische Mönche, sondern auch war die Verurtheilung der Angeklagten für sie von Interesse — im gemeinsten Wortsinne — von Geldinteresse. Jede Verurtheilung wegen Ketzerei war ja, wie schon gesagt, mit Vermögensein-

ziehung verbunden; aber die eingezogenen Vermögen durften nicht eher in den königlichen Schatz abgeliefert werden, als bis die sämmtlichen Gerichtskosten, die ordentlichen Gehalte und Extragebühren der hochwürdigen Herren Inquisitoren daraus bestritten waren. Bei aller Achtung vor der „dira vis amoris“, vor der Kraft und Macht der religiösen Stupidität wird man doch kaum umhin können, zu sagen, daß Tausende spanischer Ketzer gerade aus denselben Gründen verdammt worden sind, aus welchen, wie Kenner der Geschichte des Hexenwesens wissen, Tausende deutscher Hexen verdammt wurden, d. h. aus Gründen ganz ordinär-geschäftsmäßiger Geldmacherei.

Ihre ganze Macht und Pracht entfaltete die heilige Inquisition bei den Autosdafé, bei den Glaubensakten, wie sie mit jener bronzestirnigen Heuchelei, welche die Kirche ihren Brutalitäten beizumischen nie unterließ, ihre Hinrichtungen nannte. Diese gräuelhaften Brandfeste sind lange Zeit hindurch die höchsten Nationalfeste Spaniens gewesen. Es gab kleine und große, gewöhn-

liche und ungewöhnliche Autosdafé. Erstere fanden alljährlich an bestimmten Tagen statt, letztere mit ihren massenhaften Einäscherungen wurden für besonders feierliche oder freudige Veranlassungen aufgespart. Thronbesteigungen, königlichen Hochzeiten, Geburten von Infanten und Infantinnen zu Ehren loderten die ketzerverzehrenden Scheiterhaufen der großen „Glaubenshandlungen".

Ein sehr hochwürdiger Streiter für das Reich Gottes, der Pater Paramo, ein geborener Sizilianer, hat im Jahre 1598 zu Madrid einen stupenden und stupifizirenden Wälzer in Quart herausgegeben, worin er höchst gelehrt von dem Ursprung und der Entwickelung des heiligen Amtes handelt („De origine et progressu officii sanctae inquisitionis"). Nichts kann sinnreicher sein als der von ihm erbrachte Beweis, daß die Inquisition ihren Ursprung im Paradiese genommen habe. Nämlich der erste aller Inquisitoren war Gottvater selber und das von ihm über Adam und Eva gefällte Urtheil das erste Ketzergerichts-

verdikt. Adam und Eva sind zweifelsohne die ersten „versöhnten" Ketzer gewesen. Ihre Bekleidung mit Thierfellen war das Modell des „San Benito" und ihre Verjagung aus Eden gab zweifelsohne das Vorbild ab für die über die Ketzer zu verhängende Gütereinziehung. Nicht minder genial ist die Findung Paramo's, daß die Fortbildung des heiligen Amtes durch das ganze alte und neue Testament hindurch sich verfolgen lasse. Abraham, Isaak und Jakob, dann Mose, Samuel und David, weiterhin Johannes der Täufer, Jesus selbst, sowie verschiedene seiner Apostel seien Inquisitoren gewesen. Ein unverkennbares Exempel eines Autodafé biete jene Erzählung im neuen Testament, welcher zufolge die Apostel Johannes und Jakobus, als ein Dorf in Samaria ihrem Herrn und Meister den Eintritt verweigerte, Feuer vom Himmel auf dasselbe herabgerufen wissen wollten. Sintemalen nun die Samaritaner die Ketzer von damals gewesen, so ist hieraus klärlich zu erkennen, daß die Ketzer mittels Feuer vertilgt werden müssten, und wer

gegen diese Beweisführung und Schlußfolgerung etwas einwenden wollte, der sei „verflucht!“

7.

Die spanischen Städte hatten Zeit, auf die heilige Schaulust, welche die großen von der Inquisition veranstalteten Molochopferfeste ihnen darboten, gehörig sich vorzubereiten. Einen Monat nämlich vor so einem „Glaubensakt“ wurde die große Standarte des heiligen Amtes vom Palast desselben nach dem Hauptplatze getragen, wo der Auto stattfinden sollte. Das ganze Personal des Tribunals folgte in Prozession der Fahne und unter Trompeten- und Paukenschall wurden Tag und Stunde des erbaulichen Schauspiels verkündigt.

Alsbald ging man rüstig an die Vorbereitungen dazu. War die Stadt eine königliche Residenz, so wurde das hölzerne Autodafé-Theater stets dem Hauptbalkon des königlichen Palastes

gegenüber errichtet oder auch so, daß die für die vornehmen Zuschauer bestimmte Estrade an die Wand des Palastes sich anlehnte und in amphitheatralischer Abstufung sich gegen den freien Platz hinabsenkte. Bemerkenswerth, aber ganz in der Ordnung war, daß der auf der Zinne des Amphitheaters angebrachte und von einem Baldachin überragte Sitz des Großinquisitors beträchtlich höher war als der für den König bestimmte. Der von den Flügeln der Zuschauerbühne halb umspannte Platz war für die Verurtheilten und für die bei der Urtheilsverkündung fungirenden Priester und Beamten bestimmt. Hier war ein Altar errichtet; ferner standen da eine Kanzel für den Festprediger und ein Pult für den Vorleser der Straffentenzen und diesem Pulte gerade gegenüber waren zwei oben und vorn offene Käfige aus Holz angebracht, in welche die armen Sünder bei Verlesung ihrer Urtheile gesteckt wurden.

War der Festtag angebrochen, so füllten sich schon frühzeitig die Plätze der bevorzugten Zuschauer. Die königliche Familie pflegte sich um

7 Uhr Morgens einzufinden. Eine Stunde später that das Hauptthor des Inquisitionspalastes sich auf und die Festprozession kam heraus, um sich nach dem Platze zu begeben, welchen rings eine unzählbare und andächtige Volksmenge einschloß. Vorauf marschirten hundert mit Piken und Büchsen bewaffnete Köhler, deren Gilde dieses Recht besaß, weil sie das Material zu den Scheiterhaufen lieferten. Ihnen folgten die sämmtlichen Dominikaner der Stadt und Umgegend. Dann kam die große Fahne des heiligen Amtes. Sie war aus rothem Damast gefertigt und zeigte auf der einen Seite das spanische Wappen und auf der andern ein gezücktes Schwert. Das kostbare Vorrecht, sie zu tragen, stand der herzoglichen Familie von Medina-Celi zu. Folgte dann der lange Zug der Verurtheilten, nach den ihrer harrenden Strafarten geordnet, alle gelbe Wachskerzen in den Händen tragend und alle mit einem grobwollenen, sackartigen Kittel, dem „San Benito", angethan*). Die zu

*) San Benito est une corruption de saco bendito. Son véritable nom en espagnol était Zamarra; le pre-

leichteren Geld- und Gefängnißstrafen Verurtheilten gingen voran barhäuptig und barfüßig, große gelbe Andreaskreuze auf die Brust- und Rückenstücke ihrer San Benitos geheftet. Folgten solche, welche zur Geißelung, zu lebenswieriger Kerker- und Galeerenstrafe verdammt waren. Weiterhin die, welche sich dem Lebendigverbranntwerden dadurch entzogen, daß sie nach gefälltem Urtheil ein Geständniß abgelegt hatten. Sie sollten demnach „nur" mittels der Garotte hingerichtet werden. Ihr Sanbenito war mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt, ebenso ihre Koroza, d. h. die drei Fuß hohe Mütze aus Steifpapier, welche ihre Köpfe bedeckte. Zuletzt schritten und wankten die Erzketzer einher, alle die Standhaften oder auch die Rückfälligen, d. h. solche, welche auf der Folterbank im Wahnsinn des Schmerzes „Geständnisse" sich hatten auspressen lassen, dieselben aber nachmals widerrufen hatten. Bemalung

---

mier devint le nom vulgaire, parceque depuis le temps de Hébreux on appelait sac l'habit de pénitence. Llorente, Hist. crit. de l'inquisition d'Espagne (Paris 1817), I, 127.

ihrer Sanbenitos und Korozas wie bei den „nur“ zur Garotte bestimmten, aber mit dem Unterschiede, daß auf ihren Kitteln und Mützen die Flammen bolzgerade in die Höhe standen, während sie bei jenen niedergebogen waren. Manche der Erzketzer trugen auch Mundknebel, um sie zu verhindern, die Würde und Weihe des Auto durch unerbauliche Reden zu stören. Alles war vorgesehen, für alles war vorgesorgt. Das Skandal sollte nicht vorkommen können, daß so ein verruchter Erzketzer sich etwa einfallen ließe, den Verzweiflungsschrei zur Sonne emporzuwerfen: Und das alles kannst du mitansehen, ohne zu erblinden? — — Hinter den zu Brandopfern bestimmten Verurtheilten wurden sargähnliche Holzkästen einhergetragen. Sie enthielten die Leichname solcher Angeklagten, welche zwischen der Verurtheilung und der Einäscherung im Kerker gestorben waren; sowie den Gräbern entrissene Gebeine solcher, welche nach ihrem Tode der Ketzerei verdächtig und schuldig befunden worden. Die liebevolle Mutter Kirche ließ es sich ja nicht neh-

men, auch den Todten noch ihre brennende Liebe zu widmen. Der Generalrath der Inquisition beschloß den Zug. Die Inquisitoren ritten in ihrem Ornat einher, umgeben von den schwarzgekleideten freiwilligen Familiaren, welche aus der Blüthe des spanischen Adels bestanden. Zuletzt kam der Großinquisitor im violetten Talar, umringt von seiner geharnischten Leibwache.

War die Prozession auf dem Platze angelangt und hatten die sämmtlichen Theilnehmer ihre angewiesenen Plätze eingenommen, so las ein Priester an dem erwähnten Altar die Messe. War er beim „Evangelium" angelangt, so trat ein Zwischenspiel ein, ein Entremes, spanisch zu reden. Der messelesende Priester hielt nämlich inne, der Großinquisitor erhob sich von seinem Thronsitze, ließ sich den Chorrock anthun, die Mitra aufsetzen und schritt, so der König dem Auto anwohnte, auf den Sitz des Monarchen zu, um diesem den bei Autosdafé üblichen Eid abzunehmen. Dieser königliche Eid besagte, den alleinseligmachenden katholischen Glauben aufrecht zu erhalten, die

Ketzerei zu vertilgen und mit aller Macht die heilige Inquisition in ihrer Vertilgungsarbeit zu unterstützen. Der König leistete den Schwur, die höchlich davon erbaute Versammlung sprach denselben nach und dann bestieg ein Dominikaner die Kanzel, um gegen die Ketzerei eine Vermaledeiungspredigt zu halten, welche in einen so feurigen Hymnus auf das heilige Offiz auslief, daß man schon die Flammen der Scheiterhaufen wabern zu sehen und prasseln zu hören glaubte. Hierauf wurde die Messe zu Ende gelesen und dann fing die Vorlesung der Urtheile an, wobei die Verurtheilten der Reihe nach in die beschriebenen Käfige gesteckt wurden, um ihre Sentenzen zu empfangen.

War also das Erweckliche des Auto abgethan, so begann das Erschreckliche, was aber spanische Christen keineswegs erschreckte, sondern vielmehr mit dem vollen Wohlgefühle der Rechtgläubigkeit erfüllte. Auf ein vom Großinquisitor gegebenes Zeichen bedeuteten die Familiaren des heiligen Amtes die Volksmenge, ihren Kreis zu öffnen.

Wie dies geschehen, wurden im Hintergrunde des Platzes die aufgeschichteten Holzstöße sichtbar. Es waren ihrer so viele wie der zum Feuertode verurtheilten Ketzer. Die nicht zum Tode bestimmten wurden von den übrigen gesondert und in die Kerker der Inquisition zurückgebracht. Die zu Verbrennenden führten die Familiaren zu den Scheiterhaufen und übergaben sie dort dem „weltlichen Arm". Ite in pace! Unsere Geruchsnerven sind nicht orthodox genug organisirt, um den alleinseligmachenden Brandopfergeruch schmecken zu wollen.

Das beschriebene Ceremoniell erfuhr dann und wann Abänderungen, nicht in Haupt-, aber doch in Nebensachen. Eine solche Aenderung war, daß der Großinquisitor selbst nach Verlesung der Urtheile die zum Feuertode Bestimmten förmlich und feierlich dem Korregidor der Stadt, in welcher der Auto stattfand, zur Vollziehung des Urtheils überwies und übergab und zwar stets unter Beifügung der Worte: „Verfahrt mit ihnen in aller Güte und Barmherzigkeit!" während doch dem

„weltlichen Arm" schlechterdings keine andere Wahl blieb, als das inquisitorische Brandurtheil sofort zu vollziehen. Die zärtliche Mutter Ekklesia hatte eben allzeit „mel in ore, venenum in corde". In den meisten Fällen war der Verbrennungsplatz („quemadero") nicht innerhalb, sondern außerhalb der Stadtmauern gelegen und demnach von dem Platze getrennt, auf welchem der geschilderte Schlußakt der Prozedur spielte.

Ein denkwürdiges Beispiel von der Anwesenheit eines spanischen Königs bei einem Autodafé — (richtiger schreibt man eigentlich Autodefé) — bietet uns die Biographie Philipps des Zweiten von seinem entzückten Lobredner Cabrera*).

Im Sommer von 1559 kehrte Philipp aus den Niederlanden nach Spanien zurück. Er brachte mit sich den festen Entschluß, unter allen Umständen und mit allen Mitteln jede Spur der Ketzerei in seinen Landen auszutilgen und insbesondere Spanien in unbefleckter Rechtgläubigkeit

*) Cabrera: Felipe Segundo, l. V, c. 3.

und unantastbarer Glaubenseinheit zu erhalten. Dabei handelte es sich nicht allein mehr um die „neuen" Christen von Juden und Moriskos, sondern auch um heimliche Protestanten. Denn es lässt sich leider nicht leugnen, das Gift der deutschen Reformation hatte auch in Spanien Eingang gefunden und die heilige Inquisition musste sich kräftiglich regen, maßen sie es dermalen nicht allein mit rückfälligen Verehrern Jahve's und Allahs, sondern auch mit Verehrern Luthers zu thun hatte*). Sie arbeitete energisch. Am 21. Mai von 1559 ließ sie zu Valladolid einen prächtigen Autodafé in Scene gehen. Die Regentin Donna Juana, Philipps Schwester, der junge Infant Don Karlos, eine Menge von Granden, Prälaten und mehr oder weniger schönen Edeldamen zierten das erbauliche Schauspiel mit ihrer Gegenwart. Vierzehn Lutheraner wurden

*) S. das belehrende Buch „Historia de los Protestantes españoles" von Adolfo de Kastro (1857). Es existirt auch eine deutsche Bearbeitung desselben von H. Hertz (1866).

verbrannt, sechszehn „versöhnt“. Die Verurtheilung hatte auch eine Todte getroffen, die reiche, tugendhafte, hochangesehene Donna Leonor de Vibero. Das heilige Offiz war zu der Ueberzeugung gelangt, sie sei als heimliche Protestantin gestorben. Ein Verdammungsspruch erging, ihre Güter wurden eingezogen, ihr Leichnam aus der Gruft im Kloster San Benito el Real zu Valladolid hervorgezerrt und auf den Scheiterhaufen geworfen, ihr Haus dem Boden gleich gemacht und auf dem Platze desselben eine Schandsäule aufgerichtet, welche erst i. J. 1809 durch die Franzosen zerstört worden ist. . . Ein noch viel pomphafterer Glaubensakt spielte in derselben Stadt Valladolid, gleichsam zur Feier der glücklich erfolgten Heimkehr des Königs, am 8. Oktober von 1559. Der ganze Hof war in Gala dabei. In der Umgebung des Königs befanden sich sein Sohn Karlos, sein Neffe Alexander Farnese, alle höchsten Würdenträger des Staates, des Hofes und der Kirche und eine große Anzahl von Damen. Es war wohl die glänzendste Versammlung, welche

ein Autodafé-Theater jemals gesehen hat. Der Großinquisitor Don Hernando de Valdes, Kardinalerzbischof von Sevilla, nahm dem Könige den Eid ab, welchen Philipp mit entblößtem Degen schwur, um seinen streitbaren Eifer für das Reich Gottes recht deutlich kundzuthun. Die auserwähltesten Opfer der Tragödie des Tages waren Don Juan Sanchez, der aus hochadeliger Familie stammende Dominikanermönch Fray Domingo de Rojas und der in hohen Kriegs- und Friedensämtern bewährte Don Karlos de Seso. Diese drei Lutheraner beharrten standhaft bei ihrem protestantischen Bekenntniß und hatten demzufolge die Qual des Lebendigverbranntwerdens zu leiden. Neun ihrer Mitketzer und Mitketzerinnen, worunter zwei Geistliche und fünf Nonnen, wurden, weil sie Angesichts des Scheiterhaufens ihren „Irrthum" bekannten, „nur" garottirt und dann in die Flammen geworfen. Auch der Leichnam der Nonne Juana Sanchez wurde mitverbrannt. Als Don Karlos de Seso auf seinem Wege zum Holzstoß unter dem Balkon, von welchem

aus der König dem gottseligen Spektakel zuschaute, vorüberkam, rief der kecke Ketzer Sr. katholischen Majestät zu: „Wie könnt Ihr zugeben, daß man mich verbrennt, und zusehen, wie man mich verbrennt?“ Worauf Philipp der Zweite: „Ich würde selber die Reisigbündel zum Scheiterhaufen herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, falls er ein so verruchter Ketzer wäre wie du.“ Schade, daß Schiller diese Antwort nicht gekannt hat. Hätte er sie gekannt, so würde er die zehnte Scene vom fünften Akt des „Don Karlos“ anders gehalten haben, indem sein Großinquisitor sich nicht soviel Mühe zu geben gebraucht hätte, den König zur Opferung des Infanten zu bestimmen. Auch dem Statthalter Christi, Sr. unfehlbaren Heiligkeit Pius dem Neunten, scheint Philipps des Zweiten so eben gemeldete „That in Worten“ bislang noch unbekannt geblieben zu sein. Sonst wäre es unbegreiflich, daß der fromme König nicht zugleich mit dem frommen Arbues heiliggesprochen wurde.

8.

Der erste Großinquisitor, Thomas de Torquemada, ist am 16. September von 1498 friedlich in seinem Bette gestorben, „sanft und selig im Herrn entschlafen". Ihn kümmerte und reute auf seinem Sterbelager sicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winzers scharfschneidend gewesen, wie hatten seine orthodoxen Füße die Fülle der Ketzertrauben in die Kufe gestampft, daß der rothe Saft stromweise niederfloß!

Torquemada war ein Prinzipmann comme il faut und zugleich ein Mann der Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er ras'te und kalkulirte mitten im ärgsten Rasen. Niemals hat ein Mensch die religiöse Idee voller, ehrlicher und logischer als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in seinem Werke, er war identisch mit seinem Thun, er war der inkarnirte Inquisitionsgedanke. Und wie wusste er mit dem dämonischen

Glutodem seines Eifers die sämmtlichen von ihm organisirten und geleiteten 13 Inquisitionstribunale Spaniens zu durchdringen! So, fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquisitor müsste sich verdreizehnfacht haben.

Wenn er sterbend auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, musste er einige Genugthuung empfinden. Während seines Großinquisitorats sind ja Llorente's Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10,220 Ketzer, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abwesend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerstrafen verurtheilt 97,321. Ja, selbst ein Torquemada konnte mit diesem Ergebniß frommer Thätigkeit zufrieden sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Inquisition mittels Verbrennung, Verkerkerung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel seiner intelligentesten, gebildetsten, fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner gebracht, ja, daß sie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur, die sittliche Kraft und die politische

Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein diese Thatsache der profanen Geschichte kann nur leicht oder auch gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Thatsache der heiligen Geschichte, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das „Reich Gottes" gerettet worden ist durch das heilige Offiz.

Ein deutscher Dichter.

Wer würfelte aus Löwenzähnen und
Aus Eselsohren ihn zusammen?
Herzog von Gothland, A. 8, Sc. 1.

1.

In der ersten Hälfte der 30ger Jahre des Jahrhunderts der Eisenbahnen, der Gründer, der Syllabi und der Mitrailleusen sah man in der Haupt- und Residenzstadt des Däumlingreiches Lippe-Detmold, sowie zeitweilig auch auf den Straßen von Frankfurt und Düsseldorf, eine Figur herumwandeln, welche geradenwegs aus einem der barocken Märchenbücher des Kallot-Hoffmann entsprungen zu sein schien. Man hätte sie etwa für eine Spielart von „Klein Zaches" halten können. Fragte man aber einen ehrsamen Unterthan des Tyrannen — (das Wort ist nur im griechischen Sinne gemeint) — von Lippe-Detmold: Wer ist

der Mann? so erhielt man in einem aus Respekt und Mitleid und Verachtung wunderlich gemischten Tone die Antwort: „Das ist unser Genie!“ — Euer Genie? — „Nun ja, der Herr Auditeur Grabbe, welcher berühmt ist, weil er Komödienbücher trauriger und lustiger Sorte verfertigt hat.“

Der fragende Fremde mochte dann wohl sagen: Das ist der Dichter des Gothland, der Hohenstaufen und des Hannibal? und mochte hochverwundert der die Straße hinabschwänkenden Erscheinung nachschauen.

Absonderlich genug war sie. Der Körper wie horizontal in zwei Theile geschnitten: die obere Hälfte Himmelsfeuer, die untere Erdenkoth. Die ganze Gestalt eine so schlotterige Disharmonie, daß man bei ihrem Anblicke sich versucht fühlte, wie ein Schuljunge den Horaz zu citiren: — „Disjecta membra poetae“.

Auf einem schmalen, schmächtigen Rumpf mit frauenzimmerlich abfallenden Schultern trug „unser Genie“ einen Prachtkopf, wenigstens was Schädelbildung und Stirnewölbung betraf. Wie aber

der Kopf durch seine Mächtigkeit im schreienden Mißverhältniß zum schwächlichen Leibe stand, so war er auch so zu sagen mit sich selbst uneins. Auf der Zeusstirne thronten, in den großen Augen blickten und blitzten edle Dämonen, aber um die knollige Rothnase und um den grobsinnlichen Mund her, dessen obere Lippe unschön über die untere herabhing, tummelten sich gemeine und das starkzurückweichende, wie in dem ersten Entwickelungsansatz steckengebliebene Kinn bildete einen geradezu lächerlichen Kontrast zu der wundervoll entwickelten oberen Gesichtspartie.

Der Herr Auditeur hielt sich in Kleidung und Gebaren sehr lässig. Sein Gang war mehr ein Schwanken und Schlurfen als ein Gehen: er schleifte seine Füße gleichsam hinter sich drein. Verdrüßlichkeit lag auf seinem Gesichte wie eingeätzt. Auf seinen dünnen, blonden, hoch auf den Schädel zurückgewichenen Haaren hing windschief eine Mütze, deren ursprüngliche Farbe ebenso gut grün als blau oder braun gewesen sein konnte. Die Brille hatte er von der Nasenwurzel auf die

Stirne hinaufgeschoben. Von der linken Hand baumelte ihm ein Regenschirm herab, während er in der rechten ein rothes Schnupftuch trug, womit er sich zeitweise den rothen Backenbart abwischte. Im Gehen brummte er häufig vor sich hin und ein scharfes Ohr konnte Ausdrücke wie Bestie, Zobel, Rhinozeros und dergleichen mehr verstehen*).

Diese mehr oder weniger artikulirten Monologe wandelten sich mitunter zu absonderlichen

*) Die einzelnen Züge zu dem hier entworfenen Porträt sind der verdienstlichen Schrift „Grabbe's Leben und Charakter" von Karl Ziegler (Hamburg 1855) entlehnt. Ziegler ist auch für die biographischen Angaben im vorliegenden Aufsatz der Hauptgewährsmann. Die Biographie Grabbe's, welche Eduard Duller der ersten Ausgabe der „Hermannsschlacht" (1838) vorgesetzt hat, ist vielfach ungenau und nur da ganz zuverlässig, wo Duller als Augen- und Ohrenzeuge von dem frankfurter Aufenthalt des Dichters handelt. Um die richtige und gerechte Würdigung Grabbe's haben sich insbesondere Karl Gödeke („Grundriß z. Gesch. d. d. Dichtung", III, 508 fg.), Rudolf Gottschall (Einleitung zu der von ihm besorgten Gesammtausgabe der grabbe'schen Werke, 2 Bde. Leipzig 1870) und O. Blumenthal als Herausgeber und Erläuterer von Grabbe's „Sämmtlichen Werken und handschriftlichem Nachlaß" (4 Bde. Detmold, 1874) verdient gemacht.

Zwiegeſprächen, wenn begegnende Bekannte den verdrüßlich Dahinſchlurfenden auf der Straße ſtellten oder in eine am Wege gelegene Wirthſchaft zogen, um bei einem Früh- oder Spätſchoppen die Tagesneuigkeiten zu verhandeln. „Haſt du geſtern den neuen Prediger gehört, Grabbe?“ — „Nein, aber ich hörte, er hätte eine ſo ſchneidende Stimme, daß man ſich damit raſiren könnte.“ — „Wirſt du heute Abend das Konzert beſuchen? Fräulein X. wird ſingen.“ — „Ach, die! Das letztemal ſang ſie ſo ſüß, daß ihre Töne vor Süßigkeit ſtanken.“ — „Haben Sie, Herr Auditeur, das neue Buch über den polniſchen Inſurrektionskrieg ſchon geleſen?“ — „Nein, doch ließ ich mir ſagen, bei der Erſtürmung Warſchau's durch die Ruſſen ſeien auf beiden Seiten mitſammen zehn Millionen gefallen, die Läuſe und Flöhe inbegriffen. Aber hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob der liebe Gott wohl auch Kamaſchen anhat?“ — „Grabbe, was ſagſt du denn zu den neueſten Debatten in der franzöſiſchen Deputirtenkammer?“ — „Geht mir! Das Zeug!

Die Juden haben aus ihrem Herrgott einen patriarchalisch-absoluten Herrscher gemacht. Wenn heutzutage wieder einer gemacht würde, müsste er sich sicherlich eine Pairs- und Deputirtenkammer gefallen lassen. Uebrigens, wie steht es eigentlich mit der Legitimität Gottes? Ahnen hat er keine, soviel ist gewiß."

2.

Ein Mann, welcher so war und sprach, ist nicht dazu gemacht gewesen, den Frauen zu gefallen. Die Frauen aber sind es, deren mehr oder weniger schöne Hände viel einflußreicher in die Literatur hineingreifen und darin viel bestimmender herumwirthschaften, als man gewöhnlich glaubt. Damit sind nicht etwa die Schreiberinnen gemeint, sondern nur die Leserinnen. Diese machen vorzugsweise den Ruf von Lyrikern, Dramatikern und Novellisten. Die Frauen bringen

einen Schriftsteller in die Mode, gerade wie einen Haarputz, eine Robe- oder Mantilleform, und ebenso verhängen sie Acht und Bann über solche Autoren, welche verschmähen, mit süßer Kastratenstimme um ihre Gönnerinnenschaft zu werben. Weltkluges Federvieh gackert, gluckst und kräht daher allzeit so, daß sein Kapaunenthum über alle Anzweifelung von frauenzimmerlicher Seite her erhaben ist.

Die Wirksamkeit der Damenpropaganda zu Gunsten oder Ungunsten von Autoren hat jedoch eine scharfgezogene Gränze. Sie fängt nämlich erst da an, wo die Region der Geister ersten Ranges aufhört. Jene Unsterblichen, von welchen Johann Georg Fischer schön gesagt hat:

„Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten seine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit" —

sie werden nicht von Frauenhänden auf ihre die Lande und die Zeiten überragenden Postamente gestellt. Sie stellen sich selbst hinauf kraft ihrer

Souveränetät von der Götter Gnaden. Sie bedürfen es nicht, in die Mode gebracht zu werden: wie alles übrige Gemeine liegt auch die Mode tief unter ihnen „im wechsellosen Scheine". Man sieht wohl zu Zeiten, weil der gute Ton das verlangt, Frauenhände Kränze zu den Füßen der Geisterkönige niederlegen; aber darauf beschränkt sich so ziemlich der Verkehr der Damen mit denselben.

Wie viele Frauen gibt es denn in Europa, welche die homerischen Gesänge, die Nibelungen, die Göttliche Komödie, den Don Quijote, die Werke Shakespeare's, Molière's und Göthe's wirklich gelesen haben, verstehen und lieben? Kein Dutzend. Geht mal in Deutschland umfragen, wie viele Frauen wissen, was Lessing für seine Nation gethan; fragt weiter, wie viele Frauen es dazu gebracht haben, Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen durchzulesen, und ihr dürftet in beiden Fällen eine Summe zusammenbringen, welche an die große Glocke der Bildungsstatistik zu hängen ihr wohl unterlassen

werdet. Sogar Dichtungen, welche wie eigens dazu geſchaffen ſind, Mädchenwangen erglühen und Frauenaugen aufleuchten zu machen, finden nur wenige Leſerinnen. Wie viele deutſche Frauen und Mädchen haben denn wohl Kenntniß von der herrlichſten Liebestragödie, welche ſeit Shakſpeare's Julia gedichtet worden, von Grillparzers „Hero"? Die Frauen zeigen in der Regel — (von welcher es natürlich Ausnahmen gibt, aber ſehr wenige) — eine ausgeſprochene Vorliebe für das Mittelmäßige. Nicht ſo faſt deßhalb, weil ſie demſelben ſich wahlverwandt fühlten, als vielmehr darum, weil das Mittelmäßige der fraulichen Sucht, zu beſchützen, zu begünſtigen, zu bemuttern, hilfebedürftig entgegenkommt. Wehe dem Genie, wenn es ſich einmal herabläſſt, ſolche Bemutterung ebenfalls ſich gefallen zu laſſen. Es kommt dann leicht dazu, dumme Streiche zu machen. So ein dummer Streich iſt z. B. der berühmte kinderbreiweiche und himbeerenſyrupſüße Monolog im Tell.

Der arme Grabbe, obzwar nicht ein Dichter erſten, ſondern nur zweiten Ranges, war ſeinem

ganzen Wesen nach so angethan, daß er es weder als Mensch noch als Autor den Frauen rechtmachen konnte. Sie haben daher auch nichts für ihn gethan, gar nichts. Darum ist er im großen Publikum so unbekannt geblieben, während Zeitgenossen von ihm, die er thurmhoch überragte, berühmt und vielgelesen wurden. Die Frauen könnten freilich fragen: Was sollten und durften wir denn für einen Poeten thun, welcher niemals zu reiner Schönheit sich erhoben, nirgends zu künstlerischer Harmonie sich zusammengefasst hat? Aber die Wahrheit ist, daß sie nicht deshalb nichts von ihm wissen wollten — haben sie doch zur gleichen Zeit einen Klauren mit Liebkosungen überschüttet — sondern vielmehr deßwegen, weil er es stolz verschmähte, sie anzusüßeln. Freilich, er hatte den Schaden davon. Bei Lebzeiten wenig gekannt und anerkannt, ist er jetzt schon eine Verschollenheit, eingesargt in die kärglich ausgestattete Gesammtausgabe seiner Werke und beigesetzt in der großen Mumienhalle der Literaturgeschichte. Aber darum braucht ihm kein Zahn

mehr wehzuthun und kein Haar mehr grau zu werden. Er ist ja längst hinweg über alle die Eitelkeit der Eitelkeiten —

„Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was er finde,
Sein Thun und Denken sind nur Rauch
Im Winde.
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!"

3.

Grabbe war keine jener vornehmen, jener olympischen Naturen, wie sie in Göthe und Schiller zur typischen Erscheinung gekommen sind. Göthe, durch die Gunst der Verhältnisse von Kindheit auf den Höhen des Daseins angenähert, hat von diesen herab seiner Nation und der Menschheit die Huld- und Gnadenfülle seines Genius ganz so gespendet wie „der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet." Schiller

ſeinerſeits, von Kindheit auf mitten in den ſchweren Kampf um das Daſein hineingeſtellt, ſein Lebenlang nie vom Banne der Armuth erlöſ't und bis zu ſeiner Todesſtunde nie recht aus der Geldnoth herausgekommen, iſt dennoch als der echte Olympier, der er war, über den Erdenſchmutz hingeſchritten ohne ſich auch nur die Schuhſohlen zu verunreinigen, und ſo hat er ebenſoſehr durch ſeinen Wandel als durch ſeine Werke herrlich heldiſch dargethan, daß und wie ein wahrhaft vornehmer Menſch den Alp des Lebens zu tragen wiſſe.

Das lippe-detmolder „Genie" Dietrich Chriſtian Grabbe war nicht auf dem Olymp geboren, ſondern am 11. Dezember von 1801 im detmolder Zuchthauſe, welchem ſein Vater als „Zuchtmeiſter" vorſtand. In ſpäterer Zeit, als es mit dem Dichter ſchon ſcharf bergab ging, hat er einen ſchaudernden Rückblick auf die Stätte ſeiner Geburt und Jugend geworfen und hat zum Immermann geſagt: „Ach, was ſollte aus einem Menſchen werden, deſſen erſte Erinnerung die iſt,

einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben". Wenn man diesen Stoßseufzer mit dem ganzen Trübsal von Grabbe's Lebenslauf zusammenhielt, so muß man unwillkürlich des göthe'schen Wortes gedenken: „Niemand glaube die ersten Eindrücke seiner Kindheit jemals verwinden zu können." Von Grabbe's Vater ist weiter nichts zu sagen, als daß er ein pflichttreuer und dabei gutmüthiger Zuchtmeister, ein solider und sparsamer Bürgersmann und friedfertiger Unterthan gewesen ist. Die Mutter war eine Frau von starkem Knochengerüst und starkem Willen. Als Mädchen eine Schönheit, hat sie ihre funkelnden Feueraugen auf den Sohn vererbt. Nicht minder auch das Feuer ihrer Gefühle, das Leidenschaftliche, Fahrige ihres Wesens und Gebarens, welches mitunter in Phantastik und Grillenhaftigkeit überschlug. Sonst eine tüchtige, Ordnung schaffende Hausfrau; bildungslos und geradeaus, aber erbarmungsvoll und hilfebereit. Daß sie ihren Sohn schon in seiner Kindheit zum Feuerwassertrinken förmlich angeleitet und verführt habe, ist

nur ein boshaftdummer, von Grabbe's Wittwe gethaner Aufschnitt. Dagegen ist es wahr, daß Vater und Mutter den Sohn, der ihr einziges Kind war, von frühauf zu nachsichtig behandelten und so ziemlich verhätschelten. Der Junge war die Freude und der Trost ihres Daseins. Als seine Fähigkeiten sich zu entwickeln begannen, schwoll das väterliche wie das mütterliche Herz von Eitelkeit und Hoffnung. Ihr Dieterle sollte ein studirter Mann werden. Die guten Leute darbten und hamsterten ein kleines Vermögen zusammen, um dem Sohne das Studiren zu ermöglichen.

Das Studiren begann am detmolder Gymnasium und zwar unter guten Aussichten. Der Gymnasiast Grabbe faßte nicht nur rasch und leicht, sondern war auch sehr fleißig. Schon aber kündigte sich seine künftige Barockheit deutlich und mannigfach an. So in dem Bemühen, seinen Fleiß ängstlich zu verbergen, um sich den Anschein zu geben, als fliege ihm alles nur so an. Auch absonderlichste Einfälle, richtige Grabbeismen spru-

delte er bereits heraus. So, wenn er eines Tages einen leidenschaftlich auf ihn hineinsprechenden Mitschüler plötzlich unterbrach mit den Worten: „Gott, oh Gott, deine Plattfüße! Auf denen wollen wir nächstens einen Ball abhalten". Oder wenn er ein andermal, als von einem dem Kolofoniumstragöden Klingemann zu setzenden Denkmal die Rede ging, dazu dieses Modell vorschlug: „Ein Erdhügel in Form eines Vulkans und darauf die Statue eines Esels, welchem das Feuer vorn und hinten herausfährt."

Der Sechszehnjährige begann zu dichten. Zunächst in der Form von deutschen Stilübungen, in welchen schon, wie in Grabbe's späterer Poesie, das Fratzenhafte hart und unvermittelt neben dem Erhabenen stand. Als einmal in der Klasse als Aufsatzthema ein Märchen gegeben war und Grabbe seine Arbeit vorlas, rief der Lehrer verwundert und bewundernd aus: „Wo haben Sie das her? Es ist ja, als läse man etwas von Kalderon oder Shakspeare". Ein andermal benahm sich Grabbe einem seiner Lehrer gegenüber wirklich so zu sagen

kalderoniſch oder ſhakſpeareiſch, nämlich wie der Hauptmann Perſius in der großen Zenobia oder wie der Fähnrich Piſtol im vierten und fünften Heinrich. In den oberen Klaſſen des detmolder Gymnaſiums hatte ſich damals neben den Klaſſikern der Saufteufel eingeniſtet und unſer Dietrich Chriſtian that ſich im Grogvertilgen beträchtlich hervor. Eigentlich war das Kneipen den Gymnaſiaſten freilich verboten, aber uneigentlich ließ man es geſchehen. Eines Tages befand ſich Grabbe mit mehreren ſeiner hoffnungsvollen Kameraden in einer Konditorei, demnach auf verbotenem Grund und Boden, als einer der Herren Gymnaſialprofeſſoren hereintrat. Zunächſt allgemeine Verdatterung der unliebſam überraſchten jugendlichen Liebhaber von Likören. Dann ſpringt unſer Dietrich Chriſtian aus ſchuljungenhafter Verlegenheit mit Todesverachtung in groteſke Renommiſterei hinüber, indem er 6 Liköre auf einmal fordert und dieſelben — haſt nicht geſehen? — alle nacheinander vor den Augen des ſtupifizirten Lehrers hinunterſtürzt.

Das Hinunterstürzen von Spirituosen ist von da an leider eine grabbe'sche Gewohnheit geworden und bis zum Ende geblieben wie vor Zeiten beim Johann Christian Günther und wie in unseren Tagen beim gleichgenialen Amerikaner Edgar Poe, dem Dichter des „Raven“ und des „Maëlstrom“. Dem armen Günther konnte man das noch nothdürftig verzeihen, weil zu seinen Lebzeiten allgemein geglaubt wurde, es sei das Hauptkennzeichen eines „Genie's“, daß es Abends betrunken in der Gosse liege. Aber andere Zeiten, andere Musen. Nachdem die deutsche Literatur durch Klopstock reinlich und keusch, durch Wieland weltmännisch fein und durch Lessing vornehm im Hochsinn des Wortes gemacht worden, war es nicht mehr erlaubt, Gosse auf Genie zu reimen und zu wähnen, die Rumflasche und der Ruhmpokal seien ein und dasselbe Ding oder der richtige kastalische Quell sprudle aus dem Spundloch eines Arrakfasses . . .

Ein wunderlicher Mischmasch von einem angehenden Poeten unser Dietrich Christian, als er

mit der Absicht, die Rechtswissenschaft zu studiren, zu Ostern von 1820 nach Leipzig abreis'te, wohin er den Embryo seines Trauerspielungeheuers „Herzog von Gothland" mitnahm. Linkisch und hochfahrend, schüchtern und aufbrausend, verschlossen und überschäumend, weich und starrsinnig, phlegmatisch und quecksilbern: so stand er ein Sonderling schon in den Jünglingsschuhen; ein Pessimist, ohne zu wissen warum; fertig mit dem Leben, bevor es begonnen hatte, und doch auch wieder so ganz unfertig, so unreif wie eine Pflaume im Juni, innerlich zerfahren, äußerlich nachlässig und sogar unsauber. Sein Wesen war Maßlosigkeit. Es hatte da doch von frühauf eine ordnende, im Nothfall auch zwingende Hand gefehlt, welche dem armen Jungen begreiflich gemacht hätte, daß Regel und Maß viel mehr seien als Worte, auf welche ein „Genie" nicht zu achten brauche.

Eine solche Hand hatte sich freundlich gegen den jungen Grabbe ausgestreckt. Da war der detmolder Archivrath Klostermeier, welcher die

Frage: „Wo schlug Hermann den Varus?“ mittels eines patriotisch-alterthümelnden Buches zu lösen suchte. Ein sehr unterrichteter Mann, angesehen, wohlwollend, dienstbereit. Auf unsern Dietrich Christian aufmerksam geworden, hatte er sich bemüht, den jungen Bären ein bißchen zu civilisiren, so daß selbiger sich in anständiger Gesellschaft sehen lassen dürfte. Aber der junge Bär hatte diese Gönnerhand brummend zurückgewiesen und hatte sich durchaus nicht bewegen lassen, das archivräthliche Haus zu betreten. Sollte ihn von dieser Schwelle eine dunkle Ahnung zurückgeschreckt haben, daß ihn dort sein Schicksal erwartete? Gewiß nicht. Aber der Junge hatte ja leicht bemerken können, daß seine Ungeschlachtheit und Bizarrerie die guten Detmolder und Detmolderinnen in der Meinung, er sei ein Genie, nur bestärkten. Hierdurch fühlte seine Eitelkeit sich so angenehm gekitzelt, daß er sich wohl hütete, an seinem Bärenfell herumlecken zu lassen. Einem „Genie“ stand es ja gar nicht an, sich wie andere „ordinäre“ junge Leute zu

halten und zu gebaren. Es mußte seine eigenen Wege gehen.

4.

Es ging denn seine eigenen Wege, welche aber durch wirre Waldwildnisse und über schwindelnde Höhen hinweg zuletzt doch nur zu einem und in einen wüsten Sumpf geführt haben.

Mit der Juristerei befasste sich Grabbe im ersten Semester seines Aufenthalts in Leipzig ziemlich ernst. Dann aber nahm er es mit seinem Brotstudium nur noch sehr obenhin. Und so nahm er es bald mit den Studien überhaupt. Einzig und allein die Geschichte vermochte ihm eine tiefere und dauerndere Theilnahme abzugewinnen. Sein Wandel war zügellos. Er stand übrigens ganz außerhalb der studentischen Kreise. Die Burschen-Romantik kam ihm läppisch vor und von den Kindereien und Brutalitäten des „Komment" wollte er nichts wissen. Er tobte und

tollte auf eigene Hand. Er renommirte, ſo zu ſagen, nur für und vor ſich ſelbſt, wenn er wie verrückt auf Geldbeutel, Geſundheit und guten Ruf losſtürmte. Darüber verekelte er ſich folgerichtig mehr und mehr an allem wiſſenſchaftlichen Denken und Arbeiten und verfiel auf die abgeſchmackte Schrulle, zum Schauſpieler geboren zu ſein, was ihm der Profeſſor Wendt vorderhand mit Mühe ausredete. Dieſem theilte Grabbe auch ſeinen ruck- und ſtoßweiſe dem Abſchluſſe entgegengeführten Herzog Gothland mit und dem pappelhölzernen Katheder ling und Hofrath wären ob dieſem tragiſchen Ungethüm alle Haare zu Berge geſtanden, ſo er noch welche gehabt und nicht eine Atzel getragen hätte.

Zu Oſtern von 1822 ging Grabbe weiterſtudirenshalber von Leipzig nach Berlin, allwo im Juni ſein dichteriſcher Erſtling den letzten Federhieb erhielt. Es iſt ein koloſſales Ding, dieſer Herzog von Gothland, aber eben doch nur eine koloſſale Fratze. Alle erſinnlichen Graſſheiten ſind hier mittels des Hohlſpiegels einer kranken Phantaſie

ins Ungeheuerliche aufgereckt. Schillers Räuber erſcheinen im Vergleich mit dieſer Gräuelfaſtnacht als ein harmloſes Idyll. Im Gothland latſcht und platſcht der Weltſchmerz wie ein Beſoffener in der Kothlache des Kynismus herum. Wahr iſt es, dann und wann zuckt über dieſe Kothlache ein blendend prachtvoller Metaphernblitz hin und erſchallt ein vernichtungsfroher Donnerſchlag mit ſolcher Gewalt, als müſſte er „dieſe Klippe im Ozean der Welten", wie Grabbe unſere Erde nennt, zerberſten machen. So ein ſchütterndes Gewitter, bis zur höchſten Pracht und Wuth geſteigert, iſt der Monolog Gothlands im 3. Akt. Hier hat Grabbe in ſeiner Art geleiſtet, was Schiller in der ſeinigen leiſtete, als er den Traum das Franz Moor vom Weltgerichte dichtete. Beide Dichter haben ſpäter dieſe Region der Erhabenheit nie wieder erreicht. Im Uebrigen iſt der Gothland nichts weniger als ein Drama, als eine Tragödie. Die Fabel iſt aberwitzig, die Motivirung kindiſch, die Handlung ein Opiumrauſchtraum, der Held nur ein tragiſcher Kaſperle,

welcher alles kurz und klein haut; man weiß nicht, warum und wozu. Es war Grabbe's fataler Mißgriff von Anfang an, daß er, die Bedingungen und Bestimmungen der dramatischen Kunst mißachtend und verachtend, auf die Aufführbarkeit seiner Dichtungen kein Gewicht legte und keine Rücksicht nahm. Nicht als ob sich die eine oder andere derselben, falls sie von einem einsichtigen Regisseur geschickt zur Hand genommen würde, nicht wirkungsvoll zur Darstellung bringen ließe; aber das Schlimme war, daß der Dichter, indem er sich in der Anlage seiner Stücke einer über alle realen Verhältnisse des Theaters hinausstürmenden Maßlosigkeit überließ, überhaupt nie lernte, sich zu beschränken, zu zügeln, mit seinen poetischen Mitteln hauszuhalten und den meist in wilder Trübheit hervorstürzenden Strom seiner Einbildungskraft künstlerisch zu dämmen und zu klären. So kam es, daß Grabbe's Dramen eigentlich nichts sind als lauter dialogisirte Monologe und zwar lauter grabbe'sche Monologe. Denn das hat er mit Byron gemein, daß alle seine Helden sich

nur als Masken darstellen, hinter welchen die Züge des Dichters unverkennbar deutlich hervorgucken...

Aus Berlin schrieb Grabbe nach Vollendung des Gothland: „Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Ueberraschung werden". Und wieder: „Mein Werk schafft mir allmälig immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer. Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir rathen, ich müsste es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände." Man sieht, unser Dietrich Christian hatte sich das göthe'sche: „Nur die Lumpe sind bescheiden" — gesagt sein lassen. Er schickte auch eine Abschrift des Gothland nach Dresden an Tieck, um sich dessen Urtheil zu erbitten. Tieck, bekanntlich sein Lebenlang ein Sybarit und Selbstsüchtling, welcher sich nie die Mühe gab, junge Streblinge zu fördern, wurde doch durch das absonderliche Ding von dramatischem Ungeheuer zu einiger Theilnahme bewogen und spitzte sein Urtheil darüber zu dem Satze zu:

„Ihr Stück hat mich angezogen und ergriffen, abgeſtoßen und erſchreckt.“ Das begreift ſich. Aber, die Wahrheit zu ſagen, iſt in den rohzugehauenen Granit- und Lavablöcken der dramatiſchen Geſtalten Grabbe's doch immer noch unendlich mehr Poeſie als in den Tragantpuppen, welche in Tiecks Genovefa und Kaiſer Oktavianus herumdämmern. Das literariſch-polemiſche Luſtſpiel freilich, welches Grabbe während der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Berlin ſchrieb und ſpäter unter dem Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ veröffentlichte, iſt nicht weniger anſpruchsvoll als die literariſchen Komödien Tiecks und ebenſo unbedeutend wie dieſe. Tieck und Grabbe haben das mit einander gemein, daß ſie wähnen, ein paar ſchnurrige Einfälle reichten hin, ein Luſtſpiel daraus zu machen. Dieſe Einfälle werden dann platt und breit getreten, bis der letzte Tropfen von Witzſaft glücklich herausgepreßt iſt. Die alſo entſaftete Polemik wird dann unbeſchreiblich fad und flau und iſt auch, wie die literariſchen Jämmerlinge oder Jämmerlichkeiten,

gegen welche ſie gerichtet war, längſt gründlich verſchollen. Tieck hatte übrigens in dieſen Verſchollenheiten vor Grabbe den Vorzug, ein wirklicher Ironiker zu ſein, und als ſolchem iſt ihm wenigſtens da und dort eine Humoreſke gelungen, welche, wie z. B. Hofrath Semmelziege's Erzählung von ſeinen ehemänniſchen Mißgeſchicken im „Däumchen", Feinſchmeckern von Leſern ſtets angenehm auf der Zunge prickeln wird. Grabbe's Humor dagegen wirft mit Felsſtücken oder auch mit leeren Weinflaſchen um ſich und iſt mehr lärmend als luſtig. Seine Ironie hat Bärentatzen und ſeine Scherze machen weniger lachen als frieren.

Wie wenig das Leichte, Lyriſche, Luftige dem Genius Grabbe's zu Geſichte ſtand, zeigt ſo recht das ebenfalls in Berlin entworfene dramatiſche Märchen „Aſchenbrödel". Dieſe grabbe'ſchen Feen und Gnomen haben nicht eine Spur von Arielhaftem oder Puckiſchem. Es ſind plumpe Dinger, welche froſtige Witze machen und falſch ſingen. Ueberall in dem langweiligen Stücke, wo ſich der Dichter als Lyriker aufthun will, manifeſtirt er

sich als entschiedener Nichtlyriker*). Ein Lied ist ihm in seinem ganzen Leben nur einmal gelungen: der Schlachtgesang der schottischen Hochländer im 5. Akt des „Napoleon", in welcher Dichtung sich ja auch die besten Auslassungen des grabbe'schen Humors finden. Dieser vermochte wohl kann und

*) Als Beleg greif' ich aufs Gerathewohl folgende Strophen aus einem der Wechselgesänge heraus: —

Erste Fee. Fühlst du den Widerhall?
Was singt die Nachtigall?
Zweite Fee. Verstehst du's nicht?
Ihr Schlag ist klar ja wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Glutgefunkel,
Entzündet mir die Brust.
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preis't der Liebe Schmerz und Lust."
Erste. Was will der Duft der Rose?
Zweite. Er ist der Rose Stimme
Und voll Gekose
Ruft sie dem Sonnengotte zu:
„Ich schlief im grünen Kleide,
Verloren ist die Ruh',
Denn mich erweckest du!
Oh Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend
Schwillt mir der Busen schamerröthend."

wann einen Witz hinzuschleudern, an welchem Gullivers Riesen ihre Seelenfreude gehabt hätten, aber er war zu brüchig, zu ungeschlacht, zu grotesk, um Schönes im Zusammenhange, um ein humoristisches Kunstwerk zu schaffen. Der erträglichste humoristische Versuch Grabbe's ist noch der tolle Operntext „Der Cid", natürlich nicht ernst gemeint, sondern eine gigantesk-spaßhafte Verhöhnung der Operntextbücher*).

Einen dichterischen Wurf hat unser Dietrich

Gnom. Ich merke hier Spektakel —
Mirakel, oh Mirakel!
Die sind nicht hässlich,
Doch ich bin auch nicht gräßlich.
Ich werde hier pousiren
Und werde reussiren.
Die da! welch eine Pfot' und welche Waden!
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut sich keinen Schaden,
Oh wär' auch ich so leicht und so geschwind!

*) Gottschall hätte den „Cid" in die Sammlung der grabbe'schen Werke aufnehmen sollen. Er irrte, wenn er annahm (Einleitung, S. 34) die Handschrift sei verloren gegangen. A. Mueller hatte dieselbe im 1. Bande seines Sammelbuches „Moderne Reliquien" (1845) abdrucken lassen.

Christian in Berlin gethan, der, so er an's Ziel gelangte, zweifelsohne überhaupt sein bedeutendster gewesen wäre: den tragischen Wurf „Marius und Sulla". Leider klafft in Grabbe's Dichtungen, auch bei den zu Ende geführten, zwischen Absicht und Ausführung, Wollen und Vollbringen meist ein tiefer Spalt. Die Entwürfe zu seinen Werken verhielten sich zu diesen selbst wie des Dichters majestätische Stirne zu seinem verkümmerten Kinn oder zu seinem unschönen Mund sich verhielt: — „disjecta membra poetae". In Wahrheit, man spürt in den grabbe'schen Dramen, wenigstens in den bedeutenderen, überall den Poeten, einen Poeten sogar, der die großartigsten Anläufe zur Lösung höchster Probleme der tragischen Dichtung nicht nur unternimmt, sondern auch durchführen zu können scheint; aber überall vermißt man den ordnenden, ruhig abwägenden, die ungestümen Sonnenrosse der Phantasie maßvoll zügelnden Künstlerverstand. Grabbe's Muse war eine stolzgebaute Riesin, aber den Gürtel der Schönheit hat sie nie getragen.

Wäre die Tragödie „Marius und Sulla" so ausgeführt und vollendet worden, wie sie angelegt ist, sie würde in der deutschen Literatur dastehen als ihr echtestes historisches Trauerspiel. Aus den fertiggedichteten Scenen athmet ein kräftiger Hauch shakspeare'schen Geistes. Vollendet, müsste diese Dichtung den Römerdramen des großen Briten völlig ebenbürtig zur Seite getreten sein. Ja, es hätte dieselben, der vorliegenden Skizzirung des Ganzen nach zu schließen, an Einheit des Grundgedankens wie an Geschlossenheit der Architektur sogar hinter sich gelassen. So, wie es ist, schließt das Fragment mit einer jener prächtigen Hyperbeln, über welche Grabbe immer zu verfügen hatte. Sulla zieht nach Niedertretung aller Feinde triumphirend in Rom ein und

„Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter seinem Fuß;
Lautjauchzend wie den Wetterstral der Donner
Begrüßt das Volk sein Lächeln . . ."

Seltsam, gerade zur Zeit, wo Grabbe, am Marius und Sulla schaffend, nicht erfolglos

strebte, mit dem Schöpfer des Koriolan und Julius Cäsar wetteifernd zu ringen, schrieb er seine Abhandlung „Ueber die Shakspearemanie", ein geistvolles Kuriosum, welches aber vor allem beweis't, daß er den englischen Dichter denn doch viel besser studirt hatte als Hunderte von zunftmäßigen Kritikern, von denen dem ersten der zweite, diesem der dritte u. s. w. bis zum hundertsten und tausendsten einer dem andern gedankenlos faul nachschwatzt. Neuerdings hat sich bekanntlich Rümelin das Verdienst erworben, mittels seiner „Shakspearestudien eines Realisten" den übermäßigen, häufig geradezu ins Narrenhafte überschlagenden Shakspearekult auf das richtige Maß zurückzuführen und der namentlich durch Gervinus dogmatisirten Shakspeareabgötterei gehörig den Text zu lesen. Nun wohl, lange vor dem Realisten hat Grabbe in seiner Abhandlung gegen diese zuerst von unseren impotenten Romantikern aus Neid auf Schiller angegebene Abgötterei gar manchen wohlbegründeten Einwurf vorgebracht und gezeigt, daß eben auch an der Sonne

Shakspeare nicht alles Gold sei, sondern viel Messing mitunterlaufe. Im übrigen wurde selbstverständlich der wahren und wirklichen Größe Shakspeare's die gebührende Huldigung dargebracht und diese oder jene Seite solcher Größe durch Grabbe in die richtige Beleuchtung gerückt.

Sieht man den Lebenswandel an, welchen der Dichter in Berlin führte, so muß man sich verwundern, daß er Zeit und Stimmung zu den erwähnten Entwürfen und Arbeiten — wozu noch der Plan zu dem kleinen tragischen Spiel „Nannette und Marie" kam — zu finden vermochte. Denn dieser Lebenswandel war zügellos und aufreibend im höchsten Grade, wechselnd nur zwischen der Aufregung der Orgie und der Erschlaffung des Katzenjammers, ein wüstes Stück „Genialität".

Der irrlichtelirende Dietrich Christian war Mitglied einer Bande von Poetastern, Kritikastern, Philosophastern und sonstigen Phantastern geworden, welche sich alle mögliche Mühe gab, ein schwächliches Nachspiel zum „Sturm und Drang" der Götz- und Wertherzeit in Scene zu setzen. Borch, Köchy,

Gustorff, Robert (der Bruder Rahels), Uechtritz und Heine gehörten dieser Bande an, welche sich in Berlin aufthat kurz nachdem der Kater-Murr- und Meister-Floh-Hoffmann an der Rückenmarksdarre gestorben, die er sich mittels der in Gemeinschaft mit Ludwig Devrient ausgestochenen „Elixiren des Teufels“ und mittels sonstigen Alkohols angetrunken hatte. Von diesen epigonischen Kraftgenies sind zwei, Robert und Uechtritz bekannt, und zwei, Grabbe und Heine, berühmt geworden. Köchy, der verständigste in der Sippschaft, scheint in dieser ungefähr die Rolle gespielt zu haben, welche in der weiland rhein- und mainländischen Dichtergenossenschaft Heinrich Merck innehatte. Im übrigen hat sich zwischen diesen nachgedruckten „Titanen“ kein dauerndes und festes Verhältniß gebildet. Wir sehen da nur eine flüchtig-gemeinsame Bummelei und keine Spur von jenen edlen, fördernden und fruchtbaren Freundschaften, wie das 18. Jahrhundert sie gestiftet hat.

Derweil war Grabbe mit den Geldmitteln,

seinen kraftgenialen Lebenswandel fortzusetzen, zu Ende. Nachdem er verschiedene halbe und ganze Verzweifelungssprünge gemacht — der skurrilste war der bekannte, angeblich aus Mangel an einer Feder mit einem „Span“ geschriebene Bettelbrief an den damaligen Kronprinzen von Preußen — musste von Berlin geschieden sein. Die Schauspielerberufsratte rumorte wieder unter der Schädeldecke des Zerfahrenen und trieb ihn nach Dresden, wo ihn Tieck mit dem Theaterintendanten Könneritz in Beziehung setzte. Tieck scheint für eine Weile an dem absonderlichen Menschenkind aus dem teutoburger Walde ein ironisches Behagen gefunden zu haben, das freilich nicht lange vorhalten konnte. Natürlich offenbarte sich die erwähnte Ratte beim leisesten Versuch einer Probe sofort als das, was sie war. Die Hoffnung, als Regisseur beim Theater angestellt zu werden, mußte ebenfalls fehlschlagen und nach drei Monaten erkannte Grabbe, daß er seinen Wanderstab weitersetzen müsste. Er ging noch so zu sagen im Zickzack um das „verwünschte“ Detmold

herum, mußte aber schließlich doch hinein. Unterwegs in Leipzig, von wo er nach Braunschweig und Hannover dämmerte, hatte er noch einen superlativischen Grabbeismus verübt. Er saß in Gohlis beim Bier und Eierkuchen, als ein leipziger Herr, welcher ihn von früherher kannte und sich ihm sehr theilnehmend bezeigt hatte, hereintrat, sich zu ihm setzte und ein freundschaftlich Gespräch begann, welches aber der Dichter unterbrach, den Herrn Rath von der Seite anschnaubend: „Gott, o Gott! Lassen Sie mich doch zufrieden! Der schöne Eierkuchen wird mir ganz kalt durch Ihr ewiges Sprechen. Ich habe jetzt keine Zeit zum Zuhören.“

5.

In abgerissenen Kleidern und mit abgerissenerem Gemüthe kehrte Grabbe in seine Vaterstadt zurück. Wie der Heimgekehrte gestimmt war, merkt man, wenn er alten Bekannten auf ihre

freundlichen Begrüßungen mit gelangweiltem Gesichte die stehende Antwort gab: „Ei sieh', ich meinte, du wärest schon längst gestorben." Im Sommer von 1824 bestand er das juristische Examen, welches im Reiche Lippe eben kein Examen rigorosum gewesen sein mag, und begann als Advokat zu praktiziren, daß Gott erbarm'! Im übrigen hielt er sich möglichst abseits der Leute, sogar im Wirthshaus. Mitunter grabbeisirte er freilich daselbst explosivisch genug. Machte sich z. B. eines Tages ein detmolder Magister des Langen und Breiten mit einer Schoppenstecherrede über Shakspeare mausig, als unser Dietrich Christian aus der Ecke, in welcher er gesessen, plötzlich lapidarisch hervorfuhr: „Sie und Shakspeare? Sie verstehen ja gar nichts vom Shakspeare!" Später, nachdem er berühmt geworden, hat er einmal einen durchreisenden berliner Studenten, dessen Bewunderungsphrasen ihn langweilen mochten, in die Wange gebissen mit den Worten: „Da haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung."

Dem Dichten nicht nur, ſondern auch der Theilnahme für literariſche Dinge überhaupt ſchien er während der erſten Zeit nach ſeiner Heimkehr ganz entſagt zu haben. Langten Briefe von ſeinen berliner Kumpanen an, ſo warf er ſie uneröffnet beiſeite. Man hätte glauben können, der Dämon in Grabbe habe ſchon gänzlich ausvulkaniſirt und nur eine todte Schlacke zurückgelaſſen. Dem war aber nicht ſo. Zwar hat er, nachdem es ihm mißlungen, eine Gehilfenſtelle beim Archiv zu erhalten — ſein alter Gönner Kloſtermeier hatte ihn dazu vorgeſchlagen — in völliger Hoffnungsloſigkeit wiederholt in ſein Tagebuch geſchrieben: „Wär' ich todt, es wär' mir lieb; lebt' ich nie, es wär' mir lieber.“

Aus dieſer trägen Verlorenheit riß ihn ein buchhändleriſcher Einfall heraus. Einer ſeiner leipziger Bekannten, Kettembeil, hatte eine Buchhandlung in Frankfurt erworben und machte dem Dichter das Anerbieten, ſeine fertigen Manuſkripte, insbeſondere das des Gothland, zu drucken. Grabbe ging auf dieſe erſte günſtige Wendung ſeines Geſchickes mit einem Eifer ein, welcher

zeigte, daß sein Pessimismus zu dieser Zeit denn doch mehr nur ein anempfundener als ein eingelebter war, und zudem: „Dichter lieben nicht zu schweigen; wollen sich der Menge zeigen.“ Im Jahre 1827 erschienen dann die „Dramatischen Dichtungen von Grabbe“, 2 Bände, welche den Gothland, den Torso Marius und Sulla, ferner Nannette und Marie, die Komödie Scherz, Satire und Ironie, sowie den Aufsatz über den Shakspearewahnsinn enthielten. Des Dichters Ruf war damit gemacht. Dumme Kritikjungen schrieen sogar aus voller Kehle, in dem Schöpfer des Gothland sei der deutschen Literatur ein „Meteor“ von byron'scher Größe aufgegangen.

Unter sothanen Umständen wurden die guten Detmolder förmlich stolz auf „unser Genie“ und der Ruf desselben drang sogar zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbstherrscher von Lippe thronte. Serenissimus geruhte zu geruhen, daß auch der Staat den literarischen Verdiensten „unseres Genie's“ seine Anerkennung zollen müsste, und wie in der Flachsenfingerei selbst das Gute

und Löbliche fast immer mit Nothwendigkeit in der Ausführung zu einer Karikatur wurde und wird, so geschah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staat wäre es nicht ganz leicht gewesen, für einen Dietrich Christian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde i. J. 1827 zum Auditeur des lippe'schen Heeres, will sagen Bataillons ernannt und er hat sich dann auch als ein nie dagewesenes und schwerlich jemals wiederkommendes Unikum von Auditeur dargestellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachsicht eine erklecklich lange Zeit amten, wie sein Humor es ihm eingab, und dieser gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie sie in deutschen Amtstuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden*).

*) Man lese z. B. bei Ziegler (a. a. O. S. 85 fg.) die tolle Scene, wie Grabbe in Unterhosen und darüber gezogenen schwarzseidenen Strümpfen, im rothkattunenen Nachtkamisol und darüber gehängtem schwarzem Frack zwei Offizieren den Dienstleid abnahm.

Abgesehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten. Sie können es nicht, weil das höchste wirkliche Glück, das dem Menschen beschieden, jener höchste Grad von Resignation ist, welcher schon an die Todesruhe gränzt und alle die Gemeinheit der Welt höchstens noch eines traurigen Lächelns gränzenloser Verachtung würdigt. Diese Resignation ist es auch allein, welche jenen durch nichts zu erschütternden Muth verleiht, ohne Furcht wie ohne Hoffnung den Stein des Sisyphus zu wälzen, d. h. das Gute zu wollen und das Rechte zu thun.

In dem absonderlichsten aller Auditeurs begann die Dichterader wieder zu pulsiren und zu quillen. Im Sommer von 1828 wurde die Tragödie „Don Juan und Faust" geschaffen, ein kühner und der Hauptsache nach auch gelungener Versuch, das Klagewort von Göthe's Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" originell zu glossiren. Grabbe ver-

körperte diese zwei Seelen in den Gestalten seines Don Juan und seines Faust. Jener ist der resolute südliche Genußmensch, dieser der dem Warum des Warum nachgrübelnde nordische Träumer und so vertreten die Beiden die zwei Seiten des Weltschmerzes: den rastlos vorwärts stürmenden Trieb nach Glück und Genuß und die dicht hinterher hinkende Erkenntniß, daß Glück und Genuß auch nur eine Seifenblase. Als den genialsten Zug in dieser Dichtung hat man mit Recht den hervorgehoben, daß Donna Anna sich unverkennbar weit mehr zu dem lüderlichen Realisten Don Juan als zu dem erhabenen Idealisten Faust hingezogen fühlt, wie man ja übrigens auch beim Mozart aus den Verwünschungen der Donna gegen den Wüstling das „Küsse mich noch einmal!" deutlich genug heraushört. Es sind Schönheiten in Grabbe's Dichtung, welche dieselbe zwar nicht entfernt dem göthe'schen Faust, aber doch dem byron'schen Manfred zur Seite stellen. Als Drama theilt es jedoch die schon berührten Grundgebrechen der grabbe'schen

Dramatik. Es ist sogar noch mehr centrifugal als andere Stücke des Dichters oder vielmehr es hat gar kein Centrum; denn daß schließlich Don Juan und Faust von einem und demselben Teufel geholt werden, kann doch wohl nicht für ein Centralmotiv gelten. Auch geht den Figuren das rechte Leben ab. Ihre Erscheinungsweise und ihre Sprechart decken sich nicht. Alle Charaktere des Stückes sind, scharf angesehen, nur Marionetten. Man sieht allenthalben den drähtelenkenden und hört überall den soufflirenden Dichter. Ja, wahrhaftig, beim Anblick dieses Don Juan, dieses Faust, dieses als schwarzer Ritter verkleideten Teufels muß man unwillkürlich an jene alten trockenen Holzschnittebilder denken, welchen Papierstreifen mit großbrockigen Sentenzen aus dem Munde hängen. Derselbe Tadel trifft übrigens auch Byrons Manfred und Kain. Selbst unter den Dichtern höchsten Ranges haben nur wenige es vermocht, derartige Stoffe künstlerisch zu bewältigen und die Träger metaphysischer Probleme zu plastischen, fest und voll zur sinnlichen Er-

scheinung kommenden Gestalten herauszuarbeiten. Streng genommen, vollbrachten das nur Aeschylos im Prometheus, Dante im Inferno, Shakspeare im Hamlet, Cervantes im Don Quijote, Göthe im Faust und Mickiewicz im Todtenfest („Dziady"). Die vollendetsten aller dieser Schöpfungen sind zweifelsohne der spanische Hidalgo und der deutsche Mephisto.

Im Winter von 1828—29 begann Grabbe die ausführende Arbeit an seinem beabsichtigten Tragödiencyklus „Die Hohenstaufen", mit welchem Stoffe sich gleichzeitig auch andere deutsche Dichter, insgesammt dazu angeregt durch Raumers Geschichtewerk, beschäftigt haben. So der arme Waiblinger, ein der grabbe'schen Art vielfach verwandter Epigone der Kraftgenialitätszeit, welcher damals in Rom einem vorzeitigen Grab auf dem Friedhof bei der Pyramide des Cestius zustürmte, den er vorahnend in dem schönsten seiner Lieder gefeiert hatte. Grabbe hat nur zwei Staufer-dramen fertiggebracht: „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich der Sechste"; aber die sind denn

doch edles Korn, vollends verglichen mit der Spreu von Raupachs Hohenstaufen. Unser Dietrich Christian verhält sich zum Raupach wie Gutenberg zu einem Schnellpressetreiber, Watt zu einem Lokomotivführer und Arkwright zu einem Baumwollefabrikanten oder auch wie Rheinwein zu Dünnbier, wie Mokka zur Cichorie, wie die echte Havanna zur nachgemachten Grandson. Scenen wie die zwischen Heinrich dem Löwen und Mathildis im Barbarossa (A. 5, Sc. 2) und die zwischen Kaiser Heinrich und dem sterbenden Welfenherzog in Heinrich dem Sechsten (A. 3, Sc. 2) konnte nur ein Dichter von echtdämonischer Sehergabe denken und darstellen. Hier entspricht der Größe des Wurfes die Großartigkeit der Ausführung durchaus und vollkommen. Nirgends auch ist Grabbe so sehr Dramatiker wie in diesen beiden Stücken. Dieselben gehören unzertrennlich zusammen, sind eigentlich nur eins: im Barbarossa knotet sich die tragische Schuld, im Kaiser Heinrich vollzieht sich die Sühne. Der Schöpfer dieser beiden Dichtungen, in welchen sich ein edler

Vaterlandsstolz hoch aufrichtet, sollte in Deutschland nie vergessen werden*).

---

*) Ein echtgermanischer Zug, die gemüthliche Vorsorge für die Thiere, wie die romanischen Nationen sie gar nicht kennen, springt uns aus nachstehendem Gespräch zwischen den beiden sächsischen Lanzknechten Landolf und Wilhelm (im Barbarossa) entgegen. „W. Die Freude lacht dir ja aus dem Gesicht. — L. Ich habe endlich ein bißchen Hafer für die Lise aufgetrieben und sie knuspert darin, daß sich das Herz umkehrt vor Vergnügen. — W. Ja es geht nichts über das Knuspern von so einem Pferde. Ohne das kann ich nicht schlafen. Wie geht's deinem eigenen Magen? Ich hungere verflucht. — L. Mein Magen ist leer wie die Welt vor ihrer Erschaffung. Aber die Lise thut sich doch einmal gütlich!" — — Von echtdichterischem Instinkt zeugt es, daß Grabbe einmal den stahlharten, von aller Sentimentalität himmelweit entfernten Kaiser Heinrich unversehens in das Wort ausbrechen läßt: „Nichts doch edler als ein deutsches Herz!" Im Don Juan und Faust ist eine der schönsten Stellen die, wo der letztere vom deutschen Heimweh angefaßt wird —

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen;
Verrätherei, die Fremde vorzuziehen!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre.
Oh Deutschland! Vaterland! Die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke.

Einer der eigenartigsten Vorzüge Grabbe's ist sein Vermögen, Massen dichterisch wirksam in Bewegung zu setzen. Von deutschen Dichtern kommt ihm hierin nur einer gleich, Schiller, welcher diese Kunst nach kleinerem Maßstab in der Bankettscene im Wallenstein, nach größtem in der Landsgemeindescene auf dem Rütli im Tell bewunderungswürdig bewährte. So that auch Grabbe. Schon in den Stauferdramen, noch mehr aber in seiner zunächst vorgenommenen und vollendeten Dichtung. Seine Kraft der Hervorbringung war zu jener Zeit so recht in Fluß und Guß und Schuß und unmittelbar nach Vollendung Heinrichs des Sechsten hob er im Januar von 1830 „Napoleon oder die hundert Tage" zu dichten an.

Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen, kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad'
So stolz und kühn wie Deutschlands Ströme!"

Aber dies Werk markirte keinen künstlerischen Vorschritt, im Vergleich mit dem zweiten Staufer-drama sogar einen entschiedenen Rückschritt. Es zerfährt und zerfasert sich zu einer dialogisirten historischen Novelle. Wie man dieses „Drama in 5 Aufzügen" aufführen sollte, ist rein undenkbar. Die Form ist demnach grundverfehlt und ganz unhaltbar. Nimmt man aber von dem Anspruch der „Hundert Tage", ein Drama vorstellen zu wollen, Abstand, so haben wir eine Reihenfolge von Genrebildern aus dem Volks- und Hofleben, von Intrikenspielen und Lager- und Schlachtscenen vor uns, welche zu den besten Schildereien gehören, die überhaupt existiren. Es sind Kabinettstücke vom höchsten Werth darunter, z. B. die 4. Scene des 3. Aufzugs, wo die Erbärmlichkeit des bourbonischen Schranzenthums und die der napoleonischen Lanzknechtschaft gleich meisterlich zu ergötzlicher Anschauung gebracht ist. Das ganze Stück, so wie es steht und liegt, muß anerkannt werden als die weitaus bedeutendste dichterische Transfiguration des Napoleonismus.

Damit verglichen, ist alles, was französische, italische und englische Poeten zur Kennzeichnung des großen Despoten und des napoleonischen Frankreichs aufgebracht haben, nichts als Zuckerbäckerwaare; selbst Manzoni's und Byrons berühmte Napoleonoden nicht ausgenommen. Von Lamartine's, Quinets und Hugo's geschwollener Floskelei wollen wir gar nicht reden. Der letztgenannte, in Folge kläglicher Unwissenheit sein zweifelloses Genie meist mißbrauchend, um poetische Mißgeburten zu zeugen, hat viele hundert Ellen vom besten französischen Bombast verschwendet, um nacheinander das Bourbonenthum, den Napoleonismus, den Louis-Philippismus und den Republikanismus glorificirend darein zu wickeln. Wenn man die ungeheuerliche Phraseologie seiner in den 30ger Jahren verfertigten Napoleonkulthymnen näher ansieht, so grinzt einem aus denselben schon der Hugo von 1870 entgegen, — der Hugo, welcher proklamirte: „Ich habe meinen Namen vergessen, ich heiße jetzt Vaterland; ich bin ganz Bajonnett, ganz Kanone, ganz Mauer!“ — der

Hugo, welcher es vollmäßig verdient hat, daß man mit Travestirung des bekannten shakspeare'schen Verses

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend" —

von seinen angeblich patriotischen, in Wahrheit aber thorenbübischen Ausfällen gegen Deutschland sage:

Des Narren Mund, in wüstem Wahnwitz geifernd ....

Grabbe hat in der Manier seines „Napoleon" später noch zwei dialogisirte Historien geschrieben, den „Hannibal" und die „Hermannsschlacht". Von beiden Dichtungen lässt sich dasselbe sagen, was von jener gesagt worden ist. Große historische Blicke, gewaltige poetische Würfe, markigwuchtige psychologische Züge überall; aber kein Verstehen, kein Verstehenwollen der dramatisch-künstlerischen Nothwendigkeiten. Hervorzuheben sind die zwei weiblichen Figuren Alitta im Hannibal und Thusnelda im Hermann: von sämmtlichen grabbe'schen Frauengestalten sind diese beiden am besten „herausgekommen". Freilich ver-

lieh des Dichters mehr und mehr zunehmende Sucht, allfort lapidariſch zu charakteriſiren und ſeine Perſonen ſo zu ſagen nur noch Granit ſprechen zu laſſen, auch dieſen beiden Geſtalten etwas Steinernes. Beide ſind zudem Mannweiber, welche an die mannweiblichen Heldinnen Arioſto's erinnern. Nie war der arme Dietrich Chriſtian im Stande, eine Frauengeſtalt zu ſchaffen, in welcher ſich anmuthig-beſcheiden Zartheit mit dem kräftigen Aufſchwung idealer Geſinnung verbunden hätte, eine Frauengeſtalt, wie ſie Wordsworth ſich eine gedacht hat, als er die ſchöne Strophe ſchrieb:

„A violet by a mossy stone
Half hidden from the eye;
Fair as a star, when only one
Is shinning in the sky.“

Der Verlockung zum Fratzenhaften gab Grabbe jetzt mehr und mehr nach, wie unter anderem die Schilderung des Mittagseſſens in Hermanns Hof oder die Beſchreibung, wie die karthagiſchen Oligarchen ihre Häuſer zu Mäuſefallen für ihre Gegner einrichten, beweiſen können. Auch im

Kyniſchen ließ der Dichter immer zwangloſer ſeinen Dämon aus. Die Scene in der Hermannsſchlacht, wo „die Klopp“ ihre Vaterſchaftsklage gegen den „Katermeier“ bei dem römiſchen Prätor anbringt, ſieht auf's Haar einer ſchadenfrohen Satire auf die berühmte Stelle in der Germania ähnlich, wo Tacitus die Keuſchheit der deutſchen Mädchen preiſ't. In der urſprünglichen Handſchrift des Hannibal kamen Naturlaute vor, wie ſie zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der wiener Hanswurſtkomödie bräuchlich waren. Die karthagiſchen Generale wollen Kriegsrath halten und während ſie hochweiſe berathen, geht Hannibal beiſeite mit den Worten: „Wartet mal, ich muß erſt mein Waſſer abſchlagen.“ Bevor er dann Italien verläſſt, verrichtet er noch Unbeſchreibliches und ſagt: „Das iſt mein Denkmal, welches ich hier hinterlaſſe“ ... Trotzdem hielt der Dichter als ſolcher ſtets an dem Axiom feſt: „Groß ſein heißt, nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen“ — und trug ſich zur Zeit, wo er im Vollſaft ſeines Wollens und Könnens ſtand, mit

den großartigsten tragischen Entwürfen. So beabsichtigte er, eine Tragödie „Alexander der Große" und eine weitere „Jesus" zu dichten, und jedenfalls wäre Grabbe mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen der Mann gewesen, solchen Problemen gerecht zu werden*). Dazu würde aber erforderlich gewesen sein, daß des Dichters Leben nicht selber zu einer Tragikomödie geworden wäre, zu einem tollen Mischmasch von tragischen Motiven und barocken Vorkommnissen, welches Wirrsal einem kläglich-fratzenhaften Ende zuschwankte.

---

*) Der Dichter pflegte, bezeichnend genug für seine Art, zu arbeiten, seine Werke auf Papierschnitzel zu schreiben, wie solche ihm gerade zur Hand oder wie er sie aus Aktenfascikeln oder Dienstbüchern herausriß. Auf einem solchen Schnitzel hat sich das folgende kleine Bruchstück von der beabsichtigten Alexandertragödie erhalten.

Alexander. Wenn ich dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es ist die Welt mit all den brennenden
Gestirnen!
Thais. König, flammt' ich überm Haupt
Dir doch wie die da! Eine Flamme würd'
Der Himmel . . .

6.

Von allen barocken Einfällen, welche unser Dietrich Christian jemals ausgehen ließ, war zweifelsohne der tollste seine Heirat. Menschen von seinem Schlage gelingt sehr selten oder nie der „große Wurf“. Denn zum Gelingen gehören Frauen, wie sie eben auch sehr selten vorkommen. Wenn es besonders gutgeht, eine auf zehntausend. Lucie Klostermeier, welche zu heiraten Grabbe das Unglück hatte, war keine von den zehntausenden, bewahre!

Die Billigkeit fordert jedoch, anzuerkennen, daß es wahrlich kein Spaß gewesen ist, mit dem Dietrich Christian zurechtzukommen. Eine gute Ehe ist Gleichmaß, ein fortwährendes gegenseitiges Ertragen, Schonen und Verzeihen, ohne daß hier-

---

Alexander. Siehst du den Ost erröthen? Der
Ist meine Braut.
Thais. Und ich?
Alexander. Du bist ein Schimmer
Von seiner glühenden Wange.

von jemals die Rede wäre. Daß dem so sein müsse, davon hatte weder der Dietrich noch die Lucie auch nur die blassesste Vorstellung. Beide waren jähe, maßlose Naturen und zur Steigerung der Unerquicklichkeit ihres Verhältnisses war das Weib die stärkere Natur, welche es bald loshatte, daß ihr Eheherr von Charakter nur ein Waschlappen.

Grabbe war erst nach dem Tode des Archivraths Klostermeier im Sommer von 1829 mit der hinterlassenen Tochter desselben in nähere Beziehungen getreten. Lucie's Bildung imponirte ihm; außerdem war sie eine hübsche Figur mit üppigen Formen. Er kam auf die unsäglich dumme Idee, das wäre eine Frau für ihn. Sie ihrerseits, welche ein erkleckliches Stück von einem Blaustrumpf war, fühlte sich geschmeichelt, daß ein berühmter Dichter ihr den Hof machte, obzwar diese Hofmacherei meist in grabbe'sch-grotesken Formen vor sich ging. Die erste förmliche Werbung Grabbe's mißlang jedoch. Das bureaukratische Blut der Frau Archivräthin empörte sich

gegen den Gedanken, daß ihre Tochter dem Sohne des Zuchthausvogtes angetraut werden sollte, und maßen Lucie weit entfernt war, wirklich in ihren Bewerber verliebt zu sein, so erhielt dieser in aller Form einen Korb.

Der machte ihm freilich nicht viel zu schaffen. Seine Freiwerberei war ja nur die blanke Marotte gewesen. Jetzt aber verschoß er sich leidenschaftlich in ein sehr schönes Bürgermädchen, dem er von seiner Leidenschaft so lange und so heiß vorzuphantasiren wusste, daß die arme Henriette sich zuletzt einbildete, auch sie sei verliebt. Die Folge war ein förmliches Verlöbniß, welches im Frühjahr von 1831 stattfand. Zur großen Genugthuung von Grabbe's aufrichtigen Freunden, welche überzeugt waren, Henriette würde dem Dichter eine behagliche Häuslichkeit bereiten und dadurch Ordnung in seinen Wandel und Frieden in sein Gemüth bringen. Diese Hoffnung währte jedoch nicht lange. Henriette musste bald innewerden, daß weder Grabbe für sie, noch sie für Grabbe passte. Ihr solid bürgerlicher Sinn fühlte sich

abgestoßen durch die Kraftgenialitäten ihres Verlobten, welcher seinerseits mitunter dem, was er die Philisterei seiner Braut nannte, so recht mit Absicht vor den Kopf stieß. Was sollte z. B. ein schlichtdenkendes, aber richtig und warm fühlendes Mädchen dazu sagen, wenn eines Tages, als sie auf einem Spaziergang am Schloßgraben vorüberkamen, ihr Verlobter plötzlich zu haseliren anfing und die Frage an sie that: „Hör' mal, was würdest du wohl thun, wenn ich jetzt ins Wasser spränge? Soll ich mal hineinspringen?" Henriette mochte denken: Springe du, wohin du willst; ich aber will mich hüten, mit dir ins Ehebett, d. h. in mein Unglück zu springen. Und sie hütete sich wirklich. Sie gab dem Dichter sein Wort zurück, verließ ihre Vaterstadt und ließ sich durch keine Bemühung Grabbe's bewegen, ihm noch einmal Gehör zu schenken.

Nun geschah das Dümmste, Tollste: unser abermals bekorbter Dietrich Christian kehrte zur Lucie Klostermeier zurück und diese nahm den von der geschieden Henriette Aufgegebenen wohlwollend

auf. Er begann seine Werbung um Lucie auf's neue und fand Gehör und Erhörung. Warum? Weil ein anderer Freier sich nicht einstellen wollte, weil Fräulein Lucie nachgerade sich angealtjungfert fühlte und in das Alter eingetreten war, wo man schlechterdings einen Mann erwischen muß, so man nicht sitzen bleiben will. Sie wollte nicht sitzen bleiben und im März von 1833 trat sie mit Grabbe vor den Traualtar. Unter welchen Vorzeichen, macht die Thatsache klar, daß der Bräutigam beim Herausgehen aus der Kirche einem Bekannten zurief: „So, da haben wir nun das Unglück!"

In Wahrheit, sie hatten es, er und sie. Diese Ehe war in der Hölle geschlossen und wurde binnen kurzem, binnen sehr kurzem eine Hölle für die beiden Eheleute. Auf welcher Seite das größere Maß von Schuld, dürfte schwer zu entscheiden sein. Hätte Frau Lucie ein weniger kaltes Herz und einen weniger heißen Kopf besessen, als sie besaß, so müsste sie unbedingt als der weniger schuldige Theil bezeichnet werden.

Sie hätte dann wohl auch verstanden, ihren Gatten davon abzuhalten, seine meiste Zeit in der Kneipe zu versitzen und sich nach und nach um den gesunden Menschenverstand, um die Arbeitskraft und Arbeitslust, sowie um die Achtung seiner Mitbürger zu trinken.

In der schönen polnischen Ballade vom Hexenmeister Twardowski springt der Teufel, welcher ihn zu holen kommt, unversehens aus dem Branntweinglas. Auch der Teufel, welcher dem Dietrich Christian schließlich physisch und moralisch, so zu sagen, das Genick brach, lauerte in den Weinflaschen und Rumgläsern, ohne welche der beklagenswerthe Mann schon Vormittags nicht mehr sein konnte.

Wie es mit seiner Ehe bestellt war, beleuchtet scharf und hässlich genug, was sein Lebensbeschreiber Ziegler bei einem Besuch im grabbe'schen Hause sah und hörte. Der Dichter hielt auf dem Hofe eine Eule und eine Ente, an und mit welchen Thieren er die wunderlichsten Grabbeismen verübte und welche er allen Besuchern zeigte.

Auch Ziegler mußte sie sehen. Grabbe stopfte zuerst der Eule ein übermäßig großes Stück Fleisch in den Hals hinein, dann holte er die Ente herbei und stieß sie zu der Eule in den Käfig, um, wie er sagte, die beiden Biester miteinander zu kopuliren. Er deklamirte in Karikaturmanier die Trauungsformel und schrie der Ente zu: „Sag' ja!" Die geängstigte Ente machte Quak, quak! worauf der Poet: „Ha, Grabb, Grabb! Hörst du? Das ist ein Stich auf mich. Wart', du verfluchte Bestie!" Und er schlug das arme Thier, über welches nun auch die Eule wüthend herfiel. Lachend kreischte bei diesem Anblick Grabbe seinem Besuche zu: „Gehen Sie geschwind zum Herrn Pastor! Er soll hier eine Kopulation vornehmen. Es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe!" Derweil war Frau Lucie in den Hof gekommen und blickte mit schadenfrohem Kichern auf das verrückte Treiben ihres Gatten. „Ja, ja — sagte dieser — meine Frau geht gerade wie eine Ente. Komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen

Kuß geben.“ Sie zierte ſich: „Ach, laſſ' doch, Grabbe!“ konnte aber das Lachen nicht verhalten. „Ach, was — ſchrie er — du haſt es ja doch gern!“ Ziegler machte ſich mit möglichſt guter Manier davon. Von den zügelloſen Reden, welche Grabbe während der abendlichen Trinkgelage, die er in ſeiner Wohnung veranſtaltete, in Gegenwart ſeiner Frau losließ, wagt der Biograph kein Beiſpiel zu geben. Er ſagt nur: „Ja, es waren wunderbare Geſellſchaften, die kaum in denen der emanzipirten Frauen von der ausgelaſſenſten Art ihr Gegenſtück finden möchten.“ Natürlich wechſelten dieſe Rauſchſtimmungen mit katzenjämmerlichen und in ſolchen warf dann der Dichter auf den nächſten beſten Papierfetzen Verſebriefchen an ſeine Frau, in welchen ſich der Säuferwahnſinn anzumelden ſchien*).

*) Zum Beiſpiel:

„Ach, Lucie!
Vor der Eh'
Da waren es ſüße Träume!
Nun blüh'n die Bäume —

Bald kam es zwischen Mann und Frau zu den widerwärtigsten Auftritten, insbesondere auch veranlasst durch die allerdings nicht ungerechtfertigte, aber taktlos und rücksichtslos geübte und kundgegebene Vorsorge, welche Frau Lucie dem Gatten gegenüber hinsichtlich ihres beigebrachten Vermögens bethätigte. Mit dem ärgern und ärgsten Verfall von Grabbe's Ehe und Haushalt ging sodann der seiner amtlichen Stellung Hand in Hand. Eine gränzenlose Unordnung war allmälig in der Führung seiner Geschäfte eingerissen oder vielmehr war diese Führung geradezu eine Nichtführung geworden. Man muß anerkennen, daß die lipper Regierung sehr nachsichtig gegen den Dichter verfuhr und dem Unwesen zusah, so lange es irgendwie anging. Zuletzt aber ging es schlechterdings nicht mehr und Grabbe erhielt im September von 1834 die wohlverdiente Entlassung

---

Denkst Geld!
Mein Herz ist eine Welt,
Woraus es ist zu pressen;
Durch Dich verdirbt das Essen."

mit der gnädigen Erlaubniß, Titel und Uniform als Auditeur beibehalten zu dürfen. Hierauf hat sich der Dichter des Marius und des Napoleon nicht wenig eingebildet: so wunderlich mischten sich in diesem Kraftgenie und Schwachmattikus die Elemente.

Begreiflich, daß Detmolds Boden jetzt dem unglücklichen Manne unter den Füßen brannte. Gab ihm doch seine Frau deutlich genug zu verstehen, daß sie den wirklichen, nicht den abgesetzten Auditeur Grabbe geheiratet habe und daß es eine grobe Täuschung, falls er etwa wähnte, von ihrem Eingebrachten zehren zu können. Er entschloß sich, dem „undankbaren" lippe-detmolder Vaterlande den Rücken zu kehren und anderwärts bessere Sterne zu suchen, die er aber nirgends finden konnte, weil er sie nicht in der eigenen Brust trug. Am 4. Oktober von 1834 setzte er sich in den Postwagen und fuhr gen Frankfurt am Main.

7.

Echt grabbe'sch platzte er in die respektable frankfurter Welt hinein.

Wie er aus dem Postwagen gestiegen, eilte er nach der Wohnung eines ihm bekannten Professors, welcher gerade zahlreiche Gesellschaft bei sich sah. Ohne auf diese die geringste Rücksicht zu nehmen, ging Grabbe auf den Hausherrn zu und sagte laut und lachend: „Ich komme so eben von der Post. Sie werden erstaunen, mich hier zu sehen. Ich habe Detmold verlassen. Mein Weib, mein böses Weib hat mir die Hölle so heiß gemacht, daß ich alles aufgegeben habe und davongegangen bin."

Wer sich so in Frankfurt einführte, konnte sich in dieser Stadt keine dauernde Stätte gründen. Grabbe brachte es demnach zu gar nichts, als daß er in den frankfurter Kneipen für eine kurze Weile die maulaufsperrende Ver- und Bewunderung etlicher Schöngeister von niederer Sorte erregte, welchen er durch das Hinschleudern von

Kraftgenielapidarworten imponirte. Derartige Gesellen mochten es auch „ungeheuer genial" finden, wenn Grabbe die arme Bürgersfrau, bei welcher er sich eingemiethet hatte, ängstigte, indem er, wann sie auf sein Zimmer kam, um dasselbe aufzuräumen, die Thüre abschloß, zwei Pistolen auf den Tisch legte und die Erschrockene zwang, ihm aus Gesangbuch und Bibel stundenlang vorzulesen, während er auf dem Sopha saß und „mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischenwarf."

Aber es war nicht mehr an der Zeit, Sturm und Drang zu spielen in der Weise von Klinger und Lenz, von welchen beiden Stürmern und Drängern unser Dietrich Christian auch als Poet ein potenzirtes Gemische gewesen ist: — Titanismus und Barockheit, weltschmerztragisches Pathos und Kneipgeniestreichemacherei.

Eine gutmüthige Oesterreicherseele, Eduard Duller, welcher damals in Frankfurt den „Phönix" herausgab, nahm sich Grabbe's liebevoll an, ermunterte ihn zum Arbeiten und suchte ihn nach

Kräften aus der Atmosphäre von Weindunst, Tabaksdampf und Bummelwitz herauszureißen. Allein der gute Duller war dazu lange nicht stark genug und überhaupt war niemand mehr stark genug dazu. In einem lichten Augenblicke merkte Grabbe, daß seine Gastrolle in der Mainstadt ausgespielt sei. Die Schoppenstecher von Bewunderern ließen ihn fahren und fallen, sowie der Umgang mit ihm den Reiz der Neuheit verloren hatte. Von einer Erfüllung seiner Hoffnung, eins oder das andere seiner Stücke die frankfurter Bühne beschreiten zu sehen, war auch nicht entfernt die Rede. Nun kam der übelberathene und überhaupt nicht zu berathende Dichter auf den Einfall, sich nach Düsseldorf an Karl Immermann zu wenden, dessen persönliche Bekanntschaft er früher gelegentlich gemacht hatte. Hervorgerufen mochte dieser Einfall dadurch sein, daß Immermann in Nachahmung der Bemühungen Göthe's und Schillers um das weimarer Theater damals eifrigst arbeitete, das düsseldorfer zu einer Musterbühne zu machen. Grabbe bildete sich ein, Immer-

mann würde sich bestimmen lassen, unter anderen manchen theatralischen Experimenten auch das der Aufführung grabbe'scher Dramen zu machen. Er ließ einen Noth- und Hilferuf nach Düsseldorf abgehen und Immermann beantwortete denselben mit einer freundlichen Einladung.

Hilfegesuch und Einladung, beides war gleich thöricht. Wenn je zwei Menschen nicht zu und für einander passten, so waren es der preußisch-stramme, steifnackige, ordentliche, wohlgebürstete und wohlrasirte Oberlandesgerichtsrath Immermann und der flachsenfingisch-zerfahrene, schwabbelige, so zu sagen aus allen Nähten gegangene, schmierärmelige und stoppelbärtige Ex-Auditeur Grabbe. Es war da von vornherein gar keine Möglichkeit vorhanden, daß sich zwischen den beiden Dichtern ein auch nur halbwegs erquickliches Verhältniß würde herstellen und behaupten lassen. Freundschaften wie die zwischen Göthe und Schiller gehören überhaupt zu den seltensten Erscheinungen auf Erden. So ein Phänomen kehrt im günstigsten Falle alle paarhundert Jahre ein-

mal wieder. Immermann hatte aber neben andern Grillen auch die pädagogische unter der Schädeldecke, wie sich denn in mehr als einem seiner Werke ein gewisser Schulmeisterton unangenehm macht. Auf der andern Seite freilich haben wir gerade diesem pädagogischen Tik des Schöpfers vom Merlin und Alexis jene klassische Karikatur des überstiegenen Schulmeisterthums zu verdanken, die Figur des Schulmeisters Agesel im Münchhausen, neben dem Hofschulzen und der blonden Lisbeth die am meisten realpoetische aller immermann'schen Gestalten.

Immermann, welcher selber bedeutend genug war, um Grabbe's Bedeutung neidlos anzuerkennen, mochte hoffen, das verwilderte Genie erziehen zu können, und man muß sagen, daß er, nachdem sein Erziehungsobjekt zu Ende Novembers von 1834 in Düsseldorf angelangt war, auf dieses Geschäft die redlichste Mühe verwandte. Er bemutterte den unbehilflichen Bruder in Apoll förmlich und sorgte mit Rath und That für ihn. Auch suchte er den Dietrich Christian in dessen

eigenen Augen wieder zu heben, indem er denselben in gute Gesellschaft, in wirklich gute Gesellschaft brachte. Namentlich dadurch, daß er seine Geliebte, die Gräfin Elise von Ahlefeldt vermochte, Grabbe in ihren Kreis aufzunehmen. Es muß sich wunderlich mitangesehen haben, wenn der Dietrich Christian mitunter einem Jucken nachgab, in die feinstilisirte, theearomatische Unterhaltung dieses Kreises plötzlich einen seiner nach Grog riechenden Gargantua-Witze hineinzuwerfen, und dann Immermann sofort strafend blickte und mahnend den Pädagogenfinger erhob und Grabbe gehorsam einen krummen Buckel machte und nur noch koboldisch in sich hineinzukichern wagte.

Den Winter über konnte sich Immermann schmeicheln, daß sein erzieherisches Experiment gelingen würde. Grabbe vollendete den Hannibal und sein Mentor schaffte für diese Dichtung sowie für das noch ungedruckte Märchendrama Aschenbrödel einen nach deutschen Begriffen nicht allzu knauserigen Verleger. Im Frühling von 1835 fühlte sich der Dietrich Christian verhältnißmäßig

so befriedigt und behaglich, daß er mit Ernst und Eifer daran ging, seine Hermannsschlacht zu liefern.

Aber das alles konnte nicht dauern. Immermann hatte weder das Talent, noch die Geduld, ein Erziehungsproblem wie das vorliegende zu lösen, und Grabbe war viel zu alt, sich noch erziehen zu lassen. Es war zu spät, viel zu spät.

Die ersten Verstimmungen zwischen den beiden Poeten rührten davon her, daß Immermann schlechterdings keine Anstalten machte, grabbe'sche Stücke auf das von ihm geleitete Theater zu bringen. Versuchen hätte er das schon können, da er ja mit seinen eigenen ebenfalls nur wenig bühnengerechten Dramen auch experimentirte. Der Verdruß, welchen Grabbe darüber empfand, verleidete ihm die Betheiligung an dem Gesellschaftskreise seines Mentors. Hatte er sich doch in dieser Theeatmosphäre von Anfang an entsetzlich gelangweilt und sich Zwang anthun müssen bis zum Kinnbackenkrampfkriegen. Gegner Immer-

manns mochten auch wohl dem Dietrich Chriſtian bei Gelegenheit ins Ohr raunen, der Herr Oberlandesgerichtsrath habe ihn, den Dichter des Gothland, nur herkommen laſſen, um ihn als Lobpoſaune der Schnurrpfeiferei des immermann'ſchen Theaterregiments zu gebrauchen und zu mißbrauchen. So etwas brauchte man einem Menſchen, welcher allfort zwiſchen blinder Hingebung und blindem Argwohn hin- und herſchwankte, nicht zweimal zu ſagen. Er bethätigte ſeine Entrüſtung zunächſt dadurch, daß er ſeine Beſuche bei Immermann und bei der Ahlefeldt einſtellte, und weiterhin dadurch, daß er in Weinſpelunken, wohin er den Weg mit außerordentlicher Leichtigkeit wiederfand, groteſk-witzige Schnurren über das immermann'ſche Theater nach allen Richtungen hin losknallte. Immermann, welcher bekanntlich auch nicht zu den Sanftmüthigen gehörte, nahm das ſo übel, daß er dem Verhöhner mit gerichtlicher Klage drohte. Zur Ausführung dieſer Drohung kam es nicht; aber in Immermann verlor Grabbe doch ſeinen letzten Halt, und ſobald

sich ihm dieser versagte, ging das Sinken und Versinken unaufhaltsam weiter.

Noch trug sich der verlorene Mann, über welchen sich jetzt auch ein Zehrfieber unerbittlich hermachte, mit großen dichterischen Absichten. Er wollte eine Komödie „Eulenspiegel" schaffen — („mein Eulenspiegel wird ein tolles lustiges Thier," schrieb er an einen Bekannten) — er nahm das Projekt einer Alexandertragödie wieder auf, er rühmte sich, die Person und Mission Jesu mit dem Nimbus höchster tragischer Würde umgeben zu wollen, zur gleichen Zeit, wo er seine Kneipgesellen, welche doch nicht lecker waren und etwas vertragen konnten, mit dem ins Gespräch hineingeworfenen Grabbeismus ärgerte: „Jesus war doch auch nur ein Judenjunge". Natürlich blieb es, da die Versunkenheit des Dichters Tag für Tag zunahm, beim Schaffenwollen. Der Vulkan war ausgebrannt und hatte nur Asche und Schlacken zurückgelassen.

In Wahrheit, dieses Bild ist ein gerechtfertigtes. Es war Vulkanismus in unserem Diet-

rich Christian. Lavaströme von Poesie waren aus seiner Seele in rothflammendem Flusse hervorgebrochen, aber nur, um sofort zu steinerner Härte und Scharfkantigkeit zu erstarren. Nie hat Grabbe es verstanden, sich das Haupt mit Rosen zu kränzen, nie gaben die straffgespannten Saiten seiner Leier einen weichen lyrischen Klang. Durchgängig fehlt in seinen Werken das „Ewig-Weibliche". Darum steigert sich in der grabbe'schen Dichtung die Freude zu bakchantischem Rasen, darum spitzt sich der Schmerz in Verzweiflungsgelächter aus, darum rafft sich der Gedanke zu schroffepigrammatischer Kürze und Knappheit zusammen, darum verzerrt sich der Witz zu infernalischem Kynismus. Die Grazien sind ferngeblieben . . .

Zuletzt hatte der Dichter in Düsseldorf nur noch ein verkommenes Musikgenie, Norbert Burgmüller, zum Gesellschafter. In der Weinstube zum Drachenfels verdämmerten und verduselten die beiden gleichverstimmten Seelen ihre Tage, stundenlang in hinbrütendem Schweigen einander

gegenübersitzend. Als dann im Mai von 1836 der Musikus plötzlich starb, konnte es Grabbe nicht mehr in Düsseldorf aushalten. Ein detmolder Freund schickte ihm auf sein Begehren Reisegeld. „Ich habe — schrieb der mit sich und der Welt Zerfallene — erst an einen Sprung in den Rhein gedacht, will nun aber in der Heimat das Ende abwarten, das nicht mehr lange ausbleiben kann." Daheim angelangt, ging er nicht in das Haus seiner Frau, sondern nahm im Gasthause zur Stadt Frankfurt Wohnung. Seine Erscheinung muß ganz jammersälig gewesen sein. Als ihn sein Biograph zum erstenmal wieder erblickte, musste derselbe unwillkürlich ausrufen: „Grabbe, Grabbe, um Gotteswillen, wo ist dein Stolz?"

8.

Gerade der Stolz regte sich aber noch mitunter in dem Gebrochenen, welcher jetzt — es ist

schmerzlich, davon zu reden — nur noch der Gegenstand und Zielpunkt des detmolder Kneipwitzes war, und wunderliche Blasen trieb dieser Stolz aus der Hefe von Grabbe's Lebensbecher mitunter empor.

Saß er da eines Abends unter seinen Bekannten in der Gaststube zur Stadt Frankfurt und hörte, stumm in sich zusammengesunken, einem Gespräch über Literatur zu. Einer sagte: „Seitdem der Göthe gestorben, haben wir doch eigentlich keine Größe mehr, etwa den Tieck ausgenommen." — „Was Tieck!" zischte Grabbe wüthend auf — „ich bin größer als Tieck. Ich steige mit jedem Tage und er sinkt. Was ist denn Tieck?" Man lachte. Das Gespräch wandte sich auf Tiecks Tochter und von dieser auf Grabbe's Frau. „Du bist nur nicht energisch genug gegen sie aufgetreten, Grabbe", hieß es. „Ei was — entgegnete der Dichter — ich werde mich schon als Mann zeigen." Worauf der Witzbold des Kreises: „Das ist's ja gerade, was sie verlangt" — und allgemeines Lachen erscholl.

Ein andermal war große, von einer vergnüglichen Landpartie lärmend heimgekehrte Gesellschaft in der Gaststube und unter all dem Gläserklingen, Würfelbecherschwingen und Liedersingen kam jemand auf den unglücklichen Gedanken, den Dichter, der brütend in einer Ecke saß, zum Vorlesen seiner noch ungedruckten Hermannsschlacht aufzufordern. Der arme Poet ließ sich verleiten, die Handschrift aus seinem Zimmer zu holen und die Vorlesung anzuheben. Er konnte aber gegen den Tumult halb oder ganz berauschter Menschen gar nicht aufkommen, und als er dennoch beharrte, schrie einer der Zecher über den Tisch herüber: „Ach was! Lasst uns lieber trinken und hört auf mit Vorlesen! 's ist ja doch nur dummes Zeug.“ Ganz niedergedonnert steckte Grabbe sein Manuskript in die Brusttasche und saß da wie vernichtet. Sein nachmaliger Lebensbeschreiber drückte theilnahmevoll die Hand des Unglücklichen, welcher mit halberstickter Stimme ausrief: „Alle meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt; ich wollt', ich wäre todt!“

Er sollte es bald sein. Der zuverlässigste Freund der Armen und Elenden, der große Allerbarmer Tod gab ihm, was er nie besessen hatte: Frieden und Ruhe.

Aber der Entjochung vom Leben, der Auflösung ins große All und Nichts ging noch ein bitterer Kampf voran. Mittellos und todtkrank, wie er war, musste sich Grabbe entschließen, seine Frau aufzusuchen, um sich im Hause derselben einen Platz zum Sterben zu erbitten.

Das Sterben hob an und es war ein langes und peinvolles. An dem Sterbebette des Dichters kämpften gute und böse Dämonen mit einander: die unaustilgbare Liebe der armen alten Mutter Grabbe's für ihren verlorenen Dietrich Christian und der zänkische Groll einer Gattin, welche nicht zu verzeihen vermochte und doch vor der Welt den Anstand soweit zu wahren trachtete, daß sie den sterbenden Mann nicht aus dem Hause weisen wollte. Eine häßlichste Falte in dieses Weibes Seele legt der Umstand bloß, daß Frau Lucie ihren Gatten weder selbst verpflegen

noch leiden mochte, daß seine Mutter ihn pflegte. Diese musste ihren Platz am Lager des Sohnes förmlich erkämpfen. Der Dichter seinerseits anerkannte den Trost, welchen ihm die Anwesenheit seiner Mutter gewährte, dadurch, daß er ihr in seiner grotesken Weise zu erkennen gab, alles, was von Seelenwärme noch in ihm wäre, gehörte ihr. Er erlebte jetzt, was er vordem gedichtet: —

„Oh, um so länger du die reinen,
Menschlichen Gefühle niederringst,
Um so gewalt'ger richten sie hernach,
Wann ihre Stunde schlägt, sich wieder auf."

Am 12. September von 1836, gegen 3 Uhr Nachmittags starb er. Seine Mutter wischte ihm den Schweiß des letzten Ringens ab, unter ihrem plattdeutschen Liebkosungswort: „Muin leuve, leuve Christian!" verhauchte er seinen letzten Athem, sie schloß ihm die Augen und badete die majestätische Stirne des todten Sohnes im Naß ihrer Zähren.

Frau Lucie aber saß in ihrer über dem Sterbegemache gelegenen Stube, mit Geldzählen beschäftigt. Man kam, ihr zu melden, daß ihr Gatte todt. „Topp — sagt sie aufspringend und die Hände zusammenschlagend zu einem anwesenden Nachbar — topp, das ist gut, daß der Unhold todt ist! Nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Also endlich!“ Am Tage darauf spielte jedoch Frau Lucie die bekannte untröstliche Wittwe von Ephesus ganz vortrefflich. Sie schmückte auch das Haupt des Hingegangenen, als er in den Sarg gelegt wurde, mit einem dicken Lorbeerkranze.

Nur ein dünnes Häuflein standhafter Verehrer und Freunde geleitete die Ueberreste des Dichters der Hohenstaufen und der Hermannsschlacht zu ihrer Ruhestätte ....

Alles zusammengenommen, dürfte das Richtige getroffen sein, wenn man sagt, daß in starkem Maße die Vaterlandslosigkeit das Verderben Grabbe's mitverschuldet habe. Merkt man doch sogar den Thaten der herrlichsten Helden des

deutschen Geistes, den Schöpfungen von Lessing, Göthe und Schiller deutlich genug an, daß diese Helden nicht auf dem starken und gesunden Boden eines Nationalstaates, sondern auf dem Krähwinkelboden der elenden Viel- und Kleinstaaterei erwachsen sind und gestanden haben. Wie ganz anders noch müsste der germanische Genius durch diese seine erlauchten Träger zur Offenbarung gelangt sein, so es ihnen gegönnt gewesen, ein großartiges Nationaldasein im Spiegel ihres Genie's aufzufangen. Das Gefühl des ungeheuren Mißverhältnisses zwischen dem idealen Werth und der realen Bedeutung seines Volkes, zwischen dem Können und dem Gelten seiner Nation, kurz, der ganze deutsche Jammer der Zerrissenheit und Staatslosigkeit wühlte und gohr auch in dem unglücklichen Dietrich Christian. Er trieb den Patriotismus freilich nicht als Handwerk; er gehörte auch nicht zu jener in unseren Tagen nicht eben seltenen Sorte von Patrioten, welche ihre Vaterlandsliebe zum Piedestal ihrer Eitelkeit und Großmannssucht zu machen wissen und welche es

entsetzlich übelnehmen, wenn die Nation es ohne sie machen kann, ja sogar sich beigehen lässt, auf die querköpfige Neunmalweisheit und geckenhafte Selbstgefälligkeit eingebildeter Großmannschaft gar keine Rücksicht zu nehmen, und es nur mit einem Lächeln der Verachtung aufnimmt, wenn daraufhin die elteln Jämmerlinge an ihr zu Verräthern werden, in Vers und Prosa gegen sie losziehen und ihren bittersten Feinden sich anschmeicheln. Auch ein Politiker war der arme Grabbe nicht und es würde ihm schwer gefallen oder unmöglich gewesen sein, irgendeinen halbwegs praktischen Vorschlag zur Besserung der deutschen Zustände zu machen. Aber hinter den Nebelwolken seiner Phantasterei, Zerfahrenheit und Barockheit leuchtete doch groß und stolz der nationale Gedanke und blitzte mitunter plötzlich prächtig hervor, wie in dem schönsten von ihm gesprochenen Wort: —

„Oh, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süßester Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!"

Inhalt.

	Seite
Ein Brief ſtatt einer Vorrede	V
Vorrede zur zweiten Auflage	LXI
Ein liebendes Weib	1
Ein türkiſcher Heiland	63
Ein chriſtlicher Prieſter	124
Ein deutſcher Dichter	195

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

58592091